

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Nr. 13.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1880]

## Die Schwestern.

Roman von W. Kautsky.

(12. Fortsetzung.)

An der Glastür, die von diesem Zimmer direkt in die Offizin führte, zeigte sich ein dickwangiges, von blonden Haaren umwalltes Gesicht. Es war der Gehülfe, den seine Pflicht in der Offizin festhielt und der nur von Zeit zu Zeit an diese Glastür kommen konnte, um mit verlangenden Blicken nach diesem Paradies von Speckschnitten und schönen Mädchen zu schauen und über seine Ausgeschlossenheit zu seufzen.

Wie beneidete er den Stieffohn seines Chefs, Heini Herold, der ein zwanzigjähriger Jüngling, also um drei Jahre jünger war, als er selbst, der eben erst sein Schuleramen gemacht, der ihm als Tyro untergeordnet war, und dennoch, dennoch das Glück genoß, da drinnen zu sein, zu scherzen, zu tändeln, zu bezaubern.

Der Beneidete war in der Tat kein übler Junge, und wenn ihn auch seine beiden Schwestern Amanda und Vina unausstehlich fanden, ein halbes Duzend ihrer Freundinnen beteten ihn an. In ihren Augen war sein einziger Fehler seine große Jugend. Warum war er auch erst zwanzig Jahre alt, er verdiente wenigstens fünfundzwanzig zu sein, meinten sie, und dann hätte man doch einige Ausichten mit ihm. Aber selbst in dieser Ausichtslosigkeit war er der vielbegerte, und die Mädchen hielten immer kleine Aufträge oder Scherze für ihn bereit, die ihnen den Jüngling nahebringen sollten. Er suchte sie rasch abzufertigen, indes seine heißen, brennenden Blicke sich immer wieder nach Elvira richteten, die einen Sessel herangezogen und, sich darin bequem machend, die Füßchen übereinanderstreckte, die Hände in den Schoß legte, hier und da einen Scherz des Herrn Apothekers entgegennahm und ganz und garnicht daran dachte, es in der Arbeit den andern gleich zu tun, und ebensowenig Heini's Augen sprache zu bemerken geruhete. Aber er wollte nicht länger der Unbeachtete bleiben, sie mußte auf ihn achten. Er trat zu ihr heran, und auf die geringe Menge des geschnittenen Speckes weisend, der auf ihrem Brettchen lag, begann er sie mit ihrer Untätigkeit zu necken.

„Sie haben so gut wie garnichts gemacht, Fräulein Elvira, ich sehe schon, ich werde Ihnen helfen müssen, damit Sie vorwärts kommen.“

„Tun Sie das, und Sie können gleich alles fertig machen ich erlaube es Ihnen.“

Heini füllte sich durch den übermütig überlegenen Ton des Mädchens noch mehr aufgestachelt.

„D,“ meinte er, „so haben wir nicht gewettet, Sie müssen

meine Mitarbeiterin sein. Bitte, bitte, Fräulein Elvira.“ Er hatte ein Messer ergriffen und nam nun ein zweites vom Tisch, ihr dasselbe überbringend.

Sie sprang in die Höhe. „Sie brüden mir das Messer in die Hand,“ rief sie lachend, „nun wolan, mein Herr, machen wir einen Gang.“ Sie setzte sich in Positur, und das Messer wie einen Dolch erfassend, zückte sie es ihm entgegen.

Marie war von diesem Tableau, das sich vor den Augen der außenstehenden Zuschauer entrollte, vielleicht die am wenigsten auffällige Persönlichkeit. Sie war so postirt, daß sie vom Fenster aus nur im Profil zu sehen war, und sie schwagte nicht, sie gestikulirte nicht, sie war so still, so ruhig und so fleißig. Gleichmäßig und unaufhörlich schnitt sie ihre Würfel, und sie hatte wol im Verhältniß zu den übrigen das Dreifache an Arbeit geliefert.

Alfreds spähende Augen hatten zuerst dieses Familieninterieur in seiner Totalität erfaßt, nun wendete er sich den Mädchen gestalten zu, jede einzelne musternd. Luise hatte, da ein Lüftchen zu wehen begann, den einen Zipfel des Vorhanges erfaßt, um ihn am Hinwegflattern zu hindern. Sie gab mit leise flüsternder Stimme einige Kommentare zu diesem Bilde. Alfred schüttelte den Kopf; es setzte ihn einigermassen in Verlegenheit, daß er seine Heldin nicht herauszufinden wußte; keines, nein, kein einziges dieser Mädchen entsprach dem idealen Bilde, das er in seiner Phantasie geschaffen hatte. Einige Augenblicke hatte Elvira seine ganze Aufmerksamkeit gefesselt. Wie vorteilhaft auch unterschied sie sich von allen übrigen, wie stolz und frei trug sie den hübschen Kopf, welche anmutige Natürlichkeit in jeder ihrer Bewegungen; aber Marie mußte doch anders sein, diese rasche Lebendigkeit, diese sprühenden Augen, dieser Mund mit dem überlegenen Lächeln, — das alles entsprach nicht der Charakterzeichnung seiner Heldin, entsprach nicht dem sanften Ton, den er gestern von ihr vernommen hatte; Marie mußte sinniger, weiblicher sich geben. Als er jetzt den herausfordernden Blick erhaschte, mit dem sie den Jüngling aufzureizen suchte, da sagte er sich: nein, diese kann's nicht sein.

Aber welche war es dann? Keine der übrigen entsprach seinem Geschmack, sie waren recht hübsch, aber so gewöhnlich; ihm bangte für sein Ideal, unter diesen da vermochte er keine Auswahl zu treffen. Aber war das Ganze nicht ein kleiner, boshafter Scherz von Luise? Marie war wol garnicht darunter. Schon wollte er diesen Verdacht aussprechen, da bemerkte er eine

Bewegung unter denjenigen Mädchen, die vom Fenster abgewendet standen und die er am flüchtigsten beobachtet. Das eine derselben langte nach einem größeren Speckstück, um es auf ihr Bretchen zu legen, und warf dabei das neben sich hingelegte Messer zu Boden. Es fuhr mit der Spitze in das weiche Holz des Fußbodens und blieb darin stecken. Das Mädchen sprang zurück, und auf das Messer deutend, rief sie laut:

„Seht, seht, das bedeutet einen Gast!“

Marie hatte sich rasch umgewendet. Sie lächelte. Jetzt erst konnte Alfred das jugendlich reizende Gesichtchen sehen, und das Geschmeidige der zarten Gestalt, die sich nach dem Messer bückte, um es aufzuheben. Er bemerkte, daß der Ärmel ihres, ach nur gar zu einfachen Kleides, etwas zurückgeschlagen war und den weißen Arm in seiner vollen Rundung zeigte, er sah, wie sie das Messer sorgfältig abwischte, und es hierauf der Ungeschickten wieder übergab. Es lag ein so freundlicher, bescheidener Liebreiz in dieser einfachen Handlung und in dem ganzen Wesen, man mußte es nur genauer ansehen. Alfred empfand es tief, er vermochte seine Auge nicht mehr abzuwenden.

„Nun,“ fragte jetzt Luise, „ich habe Ihnen genügend Zeit für Ihre physiognomischen Studien gelassen, sagen Sie mir nun, haben Sie die Rechte gefunden? schnell, bezeichnen Sie sie mir, und lassen Sie uns gehen, ich mag nicht länger außen verweilen, es ist doch kühl.“

„Ich glaube meine kleine Heldin gefunden zu haben,“ sagte er langsam, ohne sich zu rühren. „Es ist nur Eine hier, die dem rührenden Bilde gleicht, das ich mir entworfen, und das ist diese, die ist's, die das Messer aufgehoben.“

„Errathen!“ rief Luise in freudiger Ueberraschung so unbedacht laut, daß man es notwendig im Zimmer hätte hören müssen, wenn nicht alle Aufmerksamkeit der Anwesenden durch Elvira in Anspruch genommen gewesen. Sie hatte in ihrem Uebermut Heini zum Kampf aufgeschickelt, ihre Klängen trafen auf einander.

Herr Germanek stand neben ihr, er applaudirte und zeigte sich höchlichst ergötzt. Er versicherte, das sei ganz wie bei Kenz, wo die Sennora Dobella im Messerkampf das Ueberraschendste geleistet habe, nur daß sie sammt ihrem Gegner zu Pferde gewesen sei.

„Bravo, bravo,“ rief er, „gerade so einen Ausfall machte sie, Fräulein Elvira, jetzt springen Sie zurück, bravo! Was für eine herrliche Stellung, wahrhaftig, ich sehe die Sennora vor mir, ein göttliches Weib!“

Frau Germanek wollte sich abwerend nähern und getraute sich doch nicht hinzu und so befahl sie denn, sich in vorsichtiger Entfernung haltend, sie sollten aufhören, da mit solchen Dingen kein Spaß zu machen sei und die Mädchen riefen nun ebenfalls im Chor: „Aufhören, aufhören!“

Elvira aber hieb nur noch feder drein, und jetzt schlug sie dem etwas zurückweichenden Heini das Messer aus der Hand, daß es klirrend zu Boden fiel. Sie brach hierauf in ein triumphirendes Gelächter aus, das den besiegten Jungen ganz sinnlos machte. Er stürzte nach ihr hin, um ihr das Messer zu entwenden, sie aber flüchtete vor ihm und um den Tisch herumlaufend, versicherte sie lachend, sie werde nur gutwillig das Messer aus der Hand legen. Heini, der ihr nachsetzte, wurde von den Mädchen zurückgehalten — und machte sich immer aufs neue los — er scherzte nicht mehr, er war wirklich wütend, er hielt sich in seiner Ehre gekränkt. Jetzt kam Elvira an dem Fenster vorüber, noch immer ihre Waffe in der Hand. Sie warf einen Blick nach demselben, stützte und hielt inne. Im nächsten Augenblick hatte sie das Messer beiseite geworfen, und sich hierauf auf das Fensterbrett schwingend, riß sie den Vorhang zurück.

„Ah, wir haben Zuschauer, wir werden belauscht,“ rief sie.

Tante Luise hatte nur eben noch Zeit gehabt, den Vorhang los zu lassen, und die verräterische Hand, welche Elvira bemerkt hatte, zurückzuziehen.

„Pst,“ flüsterte sie jetzt ihrer Nichte zu, „verrath uns nicht, wir wollen uns still entfernen.“

Aber schon war es zu spät. Elviras Ruf hatte Herrn Germanek und Frau und die Töchter des Hauses nach dem Fenster stürzen lassen; sie bewillkommten Fräulein Weiß, alle schienen der Meinung, sie beabsichtige einen Besuch, und habe sich durch das Fenster ankündigen wollen. Zugleich bemerkte man ihren Begleiter. Frau Germanek vermochte ihn zwar in der Dunkelheit nicht zu erkennen, aber sie bat ihn nichtsdestoweniger einzutreten.

„Gleich durch die Küche, nicht erst durch die Offizin,“ verfügte sie, worauf der Apotheker und einstige Circushabitus über das Fensterbrett voltgirte und draußen, indem er Luise und Alfred bei den Händen faßte, in dringendster und unbändig liebenswürdigster Weise zum Hereinkommen nötigte. Eine Weigerung war unmöglich, die begangene Indiskretion ließ sich auch in keiner andern Weise bemänteln. Tante Luise glaubte übrigens zu bemerken, daß sich Alfred in diese Zwangslage mit gutem Humor zu finden wußte. Indeß war im Zimmer unter den Mädchen eine Bewegung entstanden, es gab ein Flüstern, ein Hinundherschließen, ein heimliches Nicken und wieder Zusammenrotten.

„Ein junger Mann — ein Fremder — das steckengebliebene Messer, das den Gast ankündigte“ — das waren die Schlagworte, die unter ihnen zirkulirten und alle in Aufregung brachten.

Jetzt ward die Türe aufgerissen und der Apotheker führte seine Gäste wie im Triumph auf, mit einigen burlesken Körperwendungen sich bald nach dem einen bald nach dem andern herum-drehend und endlich Herrn Depauli seiner herbeieilenden Gattin vorstellend.

Marie war bei Alfreds Anblick erblassend zurückgefahren, dann stieg eine heiße Röthe in ihr auf und tauchte selbst Stirn und Nacken in ein rosiges Intarnat. Noch hielt sie das Messer in der Hand und im Schreck und in der Verwirrung begann sie es in den Zipfel ihrer Schürze abzuwischen. Sie schnitt sich dabei in den Finger ohne es fühlen, ohne es auch nur gewar zu werden, all ihr Empfinden war anderswo. Gleich bei seinem Eintritt hatten sie seine Augen gesucht und gefunden; trotz der Entfernung und über alle hinweg trafen ihre Blicke zusammen, sie erschauerte darunter. Im tiefsten Herzen quoll es geheimnißvoll empor, es war ihr, als überflute sie ein eigenartiges Gefühl der Wonne und als umwebe sie dieser Strom von Glückseligkeit allgemach auch von außen, als sei es eine andere Atmosphäre in der sie atme, und als schwebe sie dem Lichte entgegen, vor dem alles, das sie vorher umgab, dunkel zurücktrat. Sie küßte nur ihn, sie sah nur ihn!

Frau Germanek erschöpfte sich indeß in Liebenswürdigkeiten. Sie hätte Alfreds Besuch längst erwartet, versicherte sie, und sie habe sich einigermaßen gewundert, daß er so lange damit gezögert habe, sie und seine selige Mama seien ja Freundinnen gewesen, freilich wäre jene bedeutend älter gewesen, fügte sie rasch hinzu, aber einerlei, dies erkläre das große Interesse, das sie immer für den einzigen Sohn dieser Freundin empfunden habe. Sie dürfe wol auch seinerseits einiges Interesse für ihr Haus und ihre Kinder voraussetzen.

Sie winkte hierauf ihrer Amanda näher zu kommen.

„Meine Amanda, was, sie ist groß geworden?“

„Und hübsch,“ fügte Alfred mit einem verbindlichen Lächeln hinzu. Amanda erröthete vor Vergnügen.

„O, ich bitte,“ sagte sie, ihre Lippen zu einem kokett verschämten Lächeln zusammenziehend.

„Und mein Heini,“ für die geschmeichelte Mutter fort, „ein ganzer Mann schon. Ach ja, die Kinder machen eine Frau alt, wenn sie es auch den Jaren nach noch nicht ist, nicht war, Männchen?“ Sie griff ordnend nach ihren Jaren und entsann sich in dem Augenblick, daß sie den alten, schon ziemlich derangirten Koppsuß auf hatte. „Sie werden entschuldigen, mein Koppsuß — gerade heute auch, und diese Jacke, o ich bin nicht immer so — nicht war, Männchen?“ Dann wieder zu Alfred: „Sie sehen, es haben sich merkwürdige Dinge zugetragen, ich habe mich wieder verheiratet.“

„Ich wünsche Ihnen Glück dazu.“

„Hier ist meine zweite Tochter Lina, die übrigen Damen sind die Gespielinnen meiner Mädchen.“

„Wir übrigen, wir werden also nur in Bausch und Bogen vorgestellt?“ fragte Elvira, die jetzt plötzlich hervortrat, mit reizender Schalkhaftigkeit.

Sie hatte seit dem Eintritt Alfreds, ungleich den andern Mädchen, die wie scheue Tauben aufgeschlattert und dann wieder näher gehüpft waren, ruhig und beobachtend in einem Winkel gestanden.

Nicht ein Zug seines Gesichts, nicht ein Blick seiner Augen war ihrer forschenden Neugier entgangen; ihr Scharfsinn erriet sogleich eine geheime Beziehung dieses Mannes zu ihrer Schwester, und ebenso erkannte sie die mädchenhafte Scheu, die Unbehilflichkeit und Verwirrung derselben. Sie wollte Marien zu Hilfe kommen, und sich selbst einige Klarheit in dieser Sache verschaffen. Sie wendete sich daher direkt an Depauli.

„Wissen Sie, mein Herr, daß ich eine viel zu gute Freundin Ihrer Schwester bin, um nicht dem ‚Bruder Alfred‘, so nennen wir Sie unter uns, in Person vorgeführt zu werden? Ich heiße Elvira Weiß und bin außer einer musterhaften Tochter und Nichte — sie verneigte sich leicht gegen ihre Tante — auch die liebevollste Schwester dieses sanftmütigen Geschöpfes, mit dem ich Sie nun ebenfalls bekannt machen möchte.“

Sie ergriff seine Hand und fürte ihn Marien entgegen, die unbeweglich, mit klopfendem Herzen unsern von ihnen stand.

Alfred empfand sogleich, daß er in dem temperamentvollen Mädchen eine Bundesgenossin finden könnte, und er dankte rasch und voll Wärme für diese Liebenswürdigkeit; dann sich vor Marien verneigend, sagte er:

„Lassen Sie mich Ihnen beiden herzlichsten Dank sagen für die innige Neigung, die Sie meinen Schwestern entgegenbringen.“ Zugleich streckte er Marien die Hand entgegen. Stumm legte sie die ihre hinein. Er fühlte, daß sie zitterte, — weshalb, warum? fragte er sich, nun selbst bewegt und selbst bekommen.

Er hörte in diesem Augenblick nicht, was Frau Germanek sprach, er fühlte nur, daß diese warm pulsierende Hand in der seinen bebte und langsam sich ihr entziehen wollte. Er sur plötzlich zusammen und erhaschte sie aufs neue.

„Was ist das, mein Fräulein? Sie bluten, Sie sind an der Hand verletzt!“ rief er besorgt und erstaunt zugleich, ihre Hand seinen Augen näher bringend.

„Ich?“ fragte Marie, selbst erstaunt; aber sie bemerkte nun, daß die Innenfläche ihrer Hand blutig und daß auch ihre weiße Schürze von dem herabrieselnden Blute gefärbt war.

Die Mädchen alle flatterten herbei, alle mit demselben Ausdruck der Neugier, der Bewunderung in den runden Augen.

„Was ist denn geschehen, was ist's? — Sie muß sich geschnitten haben, — mit dem Messer, — natürlich!“

Mariens Verwirrung schien noch zuzunehmen.

„Ich weiß es nicht — ich — ich fühle es nicht — ich —“ Sie wollte noch mehr sagen, aber sie errötete aufs neue, senkte die Augen und schloß mit einem tiefen Atemzuge; wie leicht hätte sie sich verraten können; ihr Geheimniß aber sollte tief und unerforscht in ihrer Brust ruhen.

Die Unschuldige! Dieser kleine, unbedeutende Vorgang, war er nicht die ganze Offenbarung ihrer Liebe? Und derjenige, dem sie galt, er wäre ihrer nicht wert gewesen, wenn er sie nicht

verstanden hätte. Alfred überkam eine plötzliche, unsagbare Freude und zugl. ein zärtliches Besorgtsein.

„Schnell, geben Sie mir Ihr Tuch,“ bat er, „das Blut strömt allzureichlich.“

Sie gab es ihm, und er presste damit die Wunde, die alle sehen wollten, zusammen.

„Heini, die Verbandschachtel!“ befahl Frau Germanek mit großer Würde. „Wer wird sich mit einem Sacktuch behelfen, wenn man sozusagen an der Quelle aller chirurgischen Hülfsmittel sitzt. Germanek, du mußt die Wunde ansehen.“ Sie faßte ihren Mann an den Schultern und schob ihn Marien entgegen. „Fräulein Weiß, zeigen Sie ihm doch die Hand, — er versteht das.“

Der Apotheker ergriff die sich ihm entgegenstreckende Hand des jungen Mädchens.

„Freilich, freilich,“ schmunzelte er, „so ein bißchen Kurpfuscherei war immer meine Leidenschaft, besonders bei jungen Damen. Bei Renz da hatte ich einmal —“

„Germanek,“ rief seine Frau entrüstet, ihm zugleich die Schachtel haltend, „rede nicht soviel unnützes Zeug und walte deines Amtes!“

„Nur ein Stückchen Heftpflaster, bitte, Fräulein Elvira, schneiden Sie mir ein Stückchen herunter, — so, — eine kleine Bandage jetzt, und alles ist in Ordnung. Ach, das war damals ein ganz anderer Fall bei Renz, Miß Bephyra hatte das Malheur — denken Sie, es war keine Kleinigkeit, auf Ehre, es war schrecklich, — sie stürzte — man trug sie hinweg, — ich gleich mit den andern hinter den Vorhang, — ich melde mich als vom Fach, — und da sah ich —“

„Schweig, Germanek!“ gebot seine Gattin noch entrüsteter. „Wir brauchen nicht zu wissen, was du da gesehen.“

„Ich wollte, ich sähe es wieder!“ versetzte er leiser, sich dabei die Lippen leckend.

Er hatte die Bandage frisch gewickelt und wollte sie nun um Mariens Hand legen, als Alfred mit einem bittenden Blick Elvira aufforderte, dies Geschäft zu übernehmen. Sie verstand ihn, und mit einem raschen Griff dem Apotheker das Linnen aus der Hand nemend, wickelte sie dasselbe so geschickt um die Wunde, daß nichts dagegen einzuwenden war, und somit war dieser Zwischenfall weit rascher beendet, als man's zu erzählen vermag.

(Fortsetzung folgt.)

## Heinrich Heine.

Ein Lebens- und Charakterbild. Von Dr. Max Vogler.

(3. Fortsetzung.)

Dem zweiten Bande der „Reisebilder“ gegenüber zeigten sich die Regierungen nicht so duldsam, wie hinsichtlich des ersten, den sie im allgemeinen unbeanstandet sich verbreiten ließen; zuerst wurde das Buch von Hannover, dann von Preußen, Oesterreich, Mecklenburg und den meisten kleineren Staaten verboten. Aber selbstredend machte man auch hier die alte Erfahrung, daß hohe Ideen, denen eine unvertilgbare Macht innewohnt, durch Polizeimaßregeln in ihrer Verbreitung nicht gehindert werden können; mit noch größerem Verlangen setzte man sich in den Besitz des Buchs, und Moser machte mit Recht die wichtige Bemerkung: „Die Regierungen hätten das Buch garnicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden.“ Heine war mit einemmale der Herold der öffentlichen Meinung geworden, das Volk sah zu ihm auf wie zu seinem Befreier, und er hatte Recht, zu sagen: „Ich habe durch dieses Buch einen ungeheuren Anhang und Popularität in Deutschland gewonnen; wenn ich gesund werde, kann ich jetzt viel tun; ich habe jetzt eine weiterschallende Stimme. Du sollst sie noch oft hören (er sprach sich gegen Moser aus), donnernd gegen Gedankenscherzen und Unterdrücker heiligster Rechte. Ich werde eine ganz extraordinäre Professur erlangen in der Universitas hoher Geister.“ Leider aber — und das muß gesagt werden — hat ihn die Launenhaftigkeit seines Ichs, die Reizbarkeit seines Wesens, welche ihn die große Fortschrittsidee nur zu leicht über den kleineren persönlichen Interessen vergessen ließ, nicht immer zu jenem klaren Bewußtsein, konsequenten Wirken gelangen lassen, welches allein ihm das volle Vertrauen des Volkes in jedem Falle sichern konnte.

Um freiere politische Zustände und einen durch kräftigen

Parlamentarismus geregeltes großartigeres Staatsleben kennen zu lernen, ging Heine nach England und traf gegen Ende April 1827 in London ein. Er fand aber an dem englischen gesellschaftlichen Leben keinen Gefallen und kehrte anfangs August bereits über Holland und Nordsee zurück. Hier erschien Mitte Oktober diejenige Gedichtsammlung Heine's, welche die schönsten und vorzüglichsten seiner Lieder enthält, das in der ganzen civilisirten Welt bekannte „Buch der Lieder“.

Durch die Vermittlung Barnhagens schon von London aus mit dem als Verleger der Werke unserer Dichterheroen berühmten Buchhändler Baron Cotta in Verbindung gekommen, folgte der Dichter nach langer Verschleppung der Angelegenheit im Oktober von 1827 einer Einladung des letzteren nach München, um daselbst in Gemeinschaft mit Dr. Friedr. Ludw. Lindner die im cotta'schen Verlage erscheinenden „Neuen politischen Annalen“ zu redigieren und an den in gleichem Verlage herauskommenden Journalen „Ausland“ und „Morgenblatt“ als Mitarbeiter tätig zu sein. Heine's Beiträge für die genannten Zeitungen beschränkten sich indeß auf eine sehr geringe Anzahl; er wurde von einer ernstlichen Krankheit befallen und füllte sich überdies nicht zur Ausfüllung seiner Rolle befähigt. Er schrieb selbst an Cotta, daß weder seine politischen Kenntnisse, noch seine Schreibart ihn zum Redakteur eines politischen Journals geeignet machten, und so schied er aus der Redaktion des Blattes, das Cotta bald eingehen ließ, aus. Mitte Juli 1828 finden wir ihn schon wieder auf der Reise, — diesmal war sein Ziel das gepriesene Wunderland Italien.

In den Bädern von Lucca schrieb er den Anfang seines italienischen Tagebuchs, welches letztere er dann dem dritten Bande der „Reisebilder“ einverleibte. Von Lucca ging er nach Florenz, von wo er nach mehr als sechswochentlichem Aufenthalt auf die



Eisberg im Nordreis. (Seite 158.)

Nachricht von der Krankheit seines Vaters hin ausbrach und heimwärts eilte. Er sah indeß den Letztern nicht mehr; denn der Vater erlag bereits am 2. Dezember 1828 in Hamburg, wohin die

Familie Heine von Lüneburg aus gezogen war, den Folgen eines Nervenschlages und hinterließ die Mutter, die erst am 3. September 1859 starb, in sehr gedrückten, äußeren Verhältnissen.



Weihnachten auf der Landstrasse. (Seite 158.)

Der Dichter war durch diesen unerwarteten Tod des Vaters aufs schmerzlichste berührt und suchte im Umgange mit den alten Bekannten zu Berlin, wohin er sich zu Anfang des Jahres 1829 wante und hier in der wermüdigsten Stimmung die Niederschrift seiner italienischen Reiseerinnerungen fortsetzte, Trost und innern Frieden. Es litt ihn aber auch diesmal in der Hauptstadt nicht lange; anfangs August weilte er schon wieder auf der Insel Helgoland, welche er erst gegen Ende September verließ, um wieder nach Hamburg zu gehen. Auf das unermüdlige Drängen seines Verlegers hin fürte er jetzt mit allem Fleiß und in übergroßer Eile den dritten Band der „Reisebilder“ zu Ende, welcher um Neujahr 1830 bei Campe erschien.

Auch dieses Buch erregte bedeutendes Aufsehen, fand aber, und selbst bei den intimsten Freunden des Verfassers, weniger Beifall, als der zweite Band. In der That kann man auch diesem dritten Bande der „Reisebilder“, trotz aller Trefflichkeit einzelner Abschnitte desselben und ungeachtet der zuweilen ergreifend schönen und von gefühlswarmer Innigkeit getragenen Sprache, nicht den Wert zugestehen, wie den beiden vorhergehenden Bänden. Die Persönlichkeit des Dichters ist darin allzuoft ausdringlich in den Vordergrund gerückt, das Kokettiren mit der Schwere seines politischen Märtyrertums läßt in dem unbefangenen Leser gar zu leicht den Glauben aufkommen, daß der Dichter die Fort und fort von ihm betonte Freiheitsidee nur wie einen Riesenbaum benutze, um daran die bald glührot leuchtenden, bald matt gedämpft schimmernden Lampions seiner Gefühlschwärmerei und all das glänzende Flitterwerk seines Wizes zur Schau zu stellen, und gar zu unüberlegte Angriffe auf einzelne Persönlichkeiten, wie z. B. auf den Grafen Platen, der sich allerdings die Besetzung seitens des ihm geistig ebenbürtigen Dichters verdient hatte, waren keineswegs geeignet, ein vorteilhaftes Licht auf den Charakter des künen Satirikers zu werfen.

Auch der dritte Band der „Reisebilder“ wurde in Preußen sofort nach seinem Erscheinen verboten, und sein Verfasser glaubte in der „freien Reichstadt“ Hamburg die beste Sicherheit für seine Person zu finden. Heine verweilte nun zwei Jahre lang in Hamburg, wo er bald in trübstem Mißmut, bald in wildester Ausgelassenheit dahinlebte und nur für das Studium der Geschichte der französischen Revolution ein ernstliches Interesse hatte.

Das Morgenrot einer besseren Zukunft schien endlich aufzugehen. Auf Helgoland erhielt Heine Mitte 1830 die Kunde von dem Ausbruch der Julirevolution in Paris. Eine namenlose Begeisterung ergriff den Dichter: „Dafayette, die dreifarbigte Fane, die Marseillaise!“ rief er aus. „Ich bin wie berauscht. Keine Hoffnungen steigen leidenschaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachsenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausstrecken bis in die Wolken. . . Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß. Ich bin der Son der Revolution und greife wieder zu den gefeierten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen.“

Es ist bekannt, welche eine bittere Enttäuschung der begeisterten Hoffnung von damals folgte. Nichtsdestoweniger vollendete Heine in Hamburg, wohin er Ende August zurückgekehrt war, ein Buch, in welchem er ernsthafter als in seinen letzten Publikationen die großen Fragen der Zeit behandelte und der religiösen und politischen Freiheit begeistert das Wort redete: die „Nachträge zu den Reisebildern“, welche anfangs Januar 1831 erschienen.

Erbittert, daß die Rückwirkung der Julirevolution auf Deutschland nicht einmal die Aushebung der verabscheuten Censur zuwege gebracht hatte, mißmutig über neue Zerwürfnisse mit seinem Oheim, bekümmert um seine äußere Existenz, hoffend, an der „Wiege der Revolution“ freier und erfolgreicher wirken zu können, gedieh Heine's früherer Plan einer Uebersiedlung nach Paris jetzt zur Reise. Der Entschluß wurde ausgeführt, und auf dem Wege über Frankfurt, Heidelberg, Karlsruhe, Straßburg gelangte der Dichter nach der französischen Hauptstadt, wo er am 3. Mai 1831 eintraf.

Die ersten pariser Eindrücke auf Heine waren die denkbar günstigsten. Das noch immer in hohen Bogen flutende öffentliche Leben der Hauptstadt nährte seine Zukunftshoffnungen, der lebenslustige Sinn der Bevölkerung, das muntere Treiben in den Hauptadern des Vektors, in den Restaurants und Salons versetzte auch ihn in freudige Stimmung. Bevor er sich in einen näheren Verkehr mit den geistigen und gesellschaftlichen Notabilitäten einließ, forschte und beobachtete er scharf und genau, und im Buchladen von Heideloff und Campe war es zuerst, wo er die Bekanntschaft mit manchen der damals in Paris weilenden

deutschen literarischen Größen machte, so mit Alex. v. Humboldt und dem Satiriker Saphir.

Der unglückliche Ausgang der Julirevolution und die Haltung, welche die europäischen Kabinette der letzteren gegenüber eingenommen, hatten die Erbitterung Heine's gegen die verrotteten politischen Zustände bis zum höchsten Grade gesteigert, und er beschloß jetzt, trotz aller Warnungen zur Mäßigung und Vorsicht, die ihm sein hamburger Verleger Campe erteilte, so laut und eindringlich, wie möglich, der alten Dame Europa seinen Protest gegen ihren politischen Anflug ins Gesicht zu schleudern. Der Umstand, daß er seiner Meinung in dem damals bedeutendsten deutschen politischen Blatte, in der „Allgemeinen Zeitung“ (die jetzige „Augsburger Allgemeine“), die vor allem „nach oben hin“ die größte Vorsicht beobachten mußte, dafür aber auch seinen Artikeln das meiste Gewicht und die allseitigste Beachtung sicherte, Ausdruck verlieh, zwang ihn, diese Meinung vorerst in ein möglichst wenig verräterisches Gewand zu kleiden. Bald aber ertrug er den Zwang, den er sich dabei auferlegte, nicht mehr, und die weiteren Beiträge tragen in Stil und Farbengebung ächt heine'sches Gepräge. Fragen wir nach dem Inhalt dieser Berichte, so ist zu sagen, daß sie eine, aus der auf eigene Faust übernommenen Mission eines Vermittlers zwischen dem deutschen und französischen Geiste hervorgehende kosmopolitisch-demokratische Tendenz hatten, vor allem den „lächerlichen Uebermut und die völlige Nichtigkeit der herrschenden Bourgeoisie“, welche in größtem Egoismus nur auf die Sicherheit ihrer Schlafmütze und die ungehörte Behaglichkeit ihres Erwerbs bedacht war, blosstellten und den „Julikönig“ Ludwig Philipp wegen seines ungewissen Umherastans und kraftlosen Schwankens zwischen liberalen und absolutistischen Ideen, sowie wegen seiner kleinnütigen Sorge um Fülung mit den übrigen europäischen Kabinetten zum Nachteil des freiheitlichen Fortschritts auf das energischste bekämpften. Dabei ist Heine jedoch kein „Republikaner“ im strengen Sinne des Wortes gewesen, sondern eben nur ein für die Gerechtigkeit und Freiheit begeisterter Mann. Mit einer demokratischen Monarchie, in der Adel und Pfaffen das Volk nicht mehr am Gängelbände führen und ihm die Augenbände anlegen könnten, sondern in welcher vielmehr der jeweilige Regent einzig und allein der Repräsentant des Volkswillens, gewissermaßen die Personifikation des letzteren ist, mit einer solchen Monarchie wäre Heine schon zufrieden gewesen. Und so sehr Heine im Grunde seines Herzens demokratischer Gesinnung sich zuneigte, vermied er doch möglichst den Umgang mit den von einem grausamen Schicksal vernachlässigten niederen Schichten des Volks, und riß seine Wize, wenn Ludwig Börne, der schon vor Heine in Paris seinen Aufenthalt genommen, deutsche Arbeiter um sich versammelt hatte. Heine war ein Menschenfreund durch und durch, er socht mutig für des Volkes Wohl, aber er hatte eine stolze Scheu, seine kleinen, aristokratischen Hände in die harten, schwielen der Arbeiter zu legen, und wir denken, die letzteren werden ihm ob dieser nebenächlichen Schwäche nicht allzusehr zürnen.

Die heine'schen Korrespondenzen erregten nicht allein bei verschiedenen politischen Parteien, sondern auch bei der deutschen und französischen Regierung bedeutende Aufmerksamkeit, und der Autor, der sich fortwährend von Spionen umringt glaubte, schwebte in beständiger Angst, gleich so vielen politischen Flüchtlingen arretirt oder sogar aus Frankreich verwiesen zu werden. Daber verheimlichte er auch geflissentlich seine Wohnung, und diese war zumeist nur seinen intimsten Freunden bekannt. Metternich und Geng, obgleich sie für die heine'schen Gedichte schwärmten, erkannten vor allem die Gefährlichkeit jener Berichte, die die „französischen Umsturzideen“ einzuführen versuchten. Schlaun, wie er war, ließ Metternich durch Geng einen vertraulich freundschaftlichen Brief an den Verleger der „Allgemeinen Zeitung“, Baron Cotta, schreiben, der zur Folge hatte, daß der durch das Verbot vieler anderen Zeitungen ängstlich gemachte alte Baron Heine veranlaßt, seine Korrespondenzen einzustellen. Heine hatte daraufhin nichts eiligeres zu tun, als seine Berichte, nach mancherlei Chikanen seitens der Zensur, unter dem Titel „Französische Zustände“ in Buchform herauszugeben, obgleich er wußte, daß er sich dadurch die Möglichkeit einer Rückkehr nach Deutschland vielleicht für immer abschneidete. Das Verbot des Buches erfolgte in den meisten deutschen Staaten sofort. Die Preßpolizei suchte jede etwaige Besprechung von vornherein zu unterdrücken. So machte dasselbe nicht das erwartete Aufsehen, vor allem auch deswegen nicht, weil das Publikum durch Börne's „Briefe aus Paris“, durch die Redner des „hambacher Festes“ und die

süddeutschen Flugblätter sich jetzt schon an noch kräftigere Ausdrucksweise gewöhnt hatte.

In Heine's schriftstellerischer Wirksamkeit trat jetzt eine neue Periode ein. Der schmälliche Bundestagsbeschluss vom 5. Juli 1832 hatte den Vertrieb aller im Ausland in deutscher Sprache erschienenen Druckschriften von weniger als zwanzig Bogen, ohne vorgängige Regierungserlaubnis, untersagt, Bücher aber, die einen Inhalt von mehr Bogen hatten, wurden von der Zensur bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und nach zwei Jahren wurde sogar der gesamte Verlag der bekannten deutschen Buchhändlerfirmen in Paris und Straßburg verboten. Es stellten sich also dem Autor die größten Schwierigkeiten entgegen, seine Schriften unverstümmelt in Deutschland gedruckt, oder, ließ er sie im Aus-

land herstellen, hier überhaupt verbreitet zu sehen. Dazu kam noch, daß er durch die cynische Sprache und die Frivolitäten im ersten Salonbände auch bei dem gebildeten Teil des deutschen Publikums großen Anstoß erregt hatte, wie man andererseits mehr und mehr an seiner ernsthaften Begeisterung für die Sache des Fortschritts zu zweifeln begann. Alles dies veranlaßte Heine, jetzt seine Muttersprache mit der französischen zu vertauschen und zunächst für das französische Volk zu schreiben. Es war damals in Frankreich ein reges Streben nach Verständniß der englischen und vor allem auch der deutschen Literatur erwacht, und Heine benutzte diesen abermaligen Aufschwung des französischen Geistes, um jetzt sein Vermittleramt erfolgreicher als je auszuüben.

(Schluß folgt.)

## Nach Archangel verbannt.

Schon im April d. J. setzte Graf Boris-Melikoff, der neueste Hausmeister der Romanoffs, eine Kommission nieder, welche die Fälle der auf „administrativem Wege“ durch die berüchtigte „dritte Abtheilung“ (der Polizei) deportirten Personen prüfen, und, wo irgend thunlich, Remedur eintreten lassen sollte. Es stellte sich heraus, daß tausende nach Archangel oder Sibirien verbannt worden waren, 1) weil sie verdächtig, 2) weil sie Verdächtige nicht denunzirt, 3) weil sie gegen Schulinpektoren und Lerer ungehorsam gewesen, und 4) weil sie zu schlechte Zensuren im Lateinischen bekommen. Man lache nicht — das ist wirklich war. Die Zahl dieser „Kategorien“ beläuft sich auf nahezu 10 000; amtlich werden aber bloß 1696 zugestanden. Und von diesen sind bis jetzt bloß 115 — schreibe hundertzundfünfzehn — in Freiheit gesetzt worden. Ich betone dies, weil die Lüge verbreitet worden ist, die Zahl der „Begnadigten“ betrage mehrere tausend. Die Verwaltungsmaschine arbeitet gar langsam in Rußland, wenn sie überhaupt arbeitet. Von den Unglücklichen, die auf so nichtige Gründe hin mit einem Federstrich aus der Welt geschafft worden sind, wohnen über 200 in Archangel unter den traurigsten Verhältnissen. Die Einwohner des Gouvernements Archangel haben ein Sprichwort: „Gott hat Rußland gemacht, aber der Teufel Archangel.“ Die zweihundert und mehr nach dem so drastisch charakterisirten umgekehrten Paradies „Verschickten“ sind sämtlich jung — junge Männer, größtenteils Studenten, junge Frauen und Mädchen. Sie sind meist hingekommen und wissen nicht, wie. Viktor Zwanowitsch ist mit seinem Freund Fedor B. zu Abend; sie trennen sich vergnügt, — den andern Morgen ist Fedor B. verschwunden. Viktor erkundigt sich bei den Eltern seines Freundes, sie wissen nichts. Er geht nach der Polizei, und, weil er sich so eifrig nach Fedor erkundigt, wird er verhaftet, und nun erfährt er, was aus diesem geworden ist. Sie finden sich beide auf dem Wege nach Archangel, — weshalb aber, das wissen beide bis auf den heutigen Tag nicht. Das ist eine Geschichte für viele. Fast komisch in ihrer Entsetzlichkeit. Der Verschickung geht nicht einmal die Form eines Prozesses voraus.

In der Stadt Archangel selbst bleiben jedoch nur die wenigsten. Die meisten werden weiter in kleinere Orte des gleichnamigen Gouvernements verschickt. Es wird mit ihnen ganz routinemäßig verfahren. Sobald ein Gefangener antommt — meist ist eine Ladung beisammen — wird er nach der Polizeistation geführt — einem traurigen Holzbau aus zwei Abteilungen bestehend, die eine für die männlichen, die andre für die weiblichen Gefangenen. Der einsame Tisch nebst Stuhl, die vier Wände, ja selbst die Decke sind mit den Namen der jugendlichen Vorgänger und mit allerhand Scherzen und Witzen beschrieben, welche beweisen, daß die Urheber sich über ihre Lage Illusionen hingeben oder — hingeben wollen. In diesem trostlosen Aufenthalt vergehen acht bis zehn Tage, während deren der Gouverneur von Archangel sich mit der Frage beschäftigt, welcher endgiltige Verbannungsort für den neuen Antömmling am besten paßt: etwa Holmogor, Schenkurek, Pinega oder Mezzen. Ist dies festgestellt, dann wird dem Gefangenen mitgeteilt, daß seine „Dokumente“ in Ordnung, und ein Gensdarm tritt ein, der ihm sagt, er solle sich bereit machen. Ein primitiver Postwagen steht vor der Thür; der Gefangene steigt ein, zwei Gensdarmen folgen, und das Troikaglöckchen über dem Kopf des Pferdes beginnt zu klingen. Fort geht's. Das Glöckchen klingelt und klingelt, tagelang, wochenlang — durch Wälder und Sumpf und Ebenen, auf unbeschreib-

lich öden und einsamen Straßen —, bis endlich das Ziel erreicht ist. Ein kleines Städtchen, schwarz von Schmutz, mit Blockhäusern, ein paar ungepflasterter Straßen, einer grün angestrichenen hölzernen Kirche und einem Viehbestand von zehn oder zwölf grobknochigen Pferden, einer Herde verkümmelter Kühe und 30 oder 40 Rentiren. Die Bevölkerung übersteigt selten tausend, und besteht aus dem Zprawnik (Polizeichef), 19 Subalternbeamten, dem Friedensrichter, dem Kronförster, einem Popen, einigen Krämer, 30 oder 40 Verbannten, einem „Kettengang“ von „gottvergessenen“ Sträflingen und einem Haufen finnischer Bettler.

Gleich nach der Ankunft wird der Gefangene zum Zprawnik gefahren, dem absoluten Herrn und Meister des Bezirks. Dieser Vertreter der Regierung läßt ihn die folgenden Fragen beantworten: Name? Wie alt? Verheiratet oder ledig? Woher? Adresse der Eltern, Verwandten oder Freunde? Alle Antworten werden in ein Buch eingetragen. Dann wird ihm feierlich das schriftliche Versprechen abgenommen, daß er keine Lektionen irgendwelcher Art geben, überhaupt nicht versuchen wird, jemand zu lehren; daß er jeden Brief, welchen er schreibt, dem Zprawnik vorlegen, und daß er keine andre Beschäftigung treiben wird, als Schuhmacherei, Tischlerei oder Feldarbeit. Dann wird ihm gesagt, er sei frei, aber mit der gleichzeitigen Verwarnung, daß er im Falle des Ueberschreitens der Stadtgrenzen wie ein toller Hund totgeschossen, oder, wenn lebendig gefangen, ohne weitere Formalität, als den Befehl des Zprawnik, nach Ostibirien werde geschickt werden.

Der arme Teufel nimmt nun sein kleines Bündel und, indem es ihm voll zum Bewußtsein kommt, daß er jetzt der Civilisation und jedem Comfort des Lebens Adieu gesagt hat, tritt er hinaus auf die Straße. Eine Gruppe von Verbannten, allesamt blaß und abgemagert, sind da, um ihn zu empfangen; sie führen ihn in das elende Logis des einen oder andern von ihnen und bitten ihn mit feberhafter Neugier um Nachrichten von zuhause. Der neue Antömmling starrt sie an, wie im Traum; einige von ihnen sind tief sinnig, andere nervös überreizt, die übrigen haben augenscheinlich Trost im Trinken gesucht. Sie leben zu zweien oder dreien beisammen, haben Narung, ein paar kärgliche Kleidungsstücke, Geld und Bücher gemeinschaftlich, und betrachten es als ihre heilige Pflicht, einander in allen Lagen des Lebens beizustehen, ohne Unterschied des Alters, Ranges und Geschlechts. Der Adlige von Geburt erhält von der Regierung etwa 16 Mark der Monat, die Bürgerlichen nur 10, obgleich viele von ihnen verheiratet und mit Frau und Kindern in die Verbannung geschickt sind. Täglich besucht ein Gensdarm die Wohnungen, inspiziert nach Belieben die Räumlichkeiten und macht dann und wann in sein Notizbuch einen geheimnißvollen Eintrag. Sollte einer von ihnen einem durchfahrenden Verbannten, der grade im Polizeigewarsam ist, warmes Essen, ein paar frische Strümpfe oder ein Hemd bringen, so kann er ziemlich sicher sein, daß es ihm angeschrieben wird. Es ist ein Verbrechen, einen durchfahrenden Freund zu begrüßen und ihm eine kurze Strecke das Gekleid zu geben. Ist der Zprawnik übellaulisch — hat er zuviel getrunken oder Unglück im Kartenspiel gehabt, so haben die armen Verbannten es zu entgelten, und da in diesen ungaselichen Gegenden Schnaps und Karten fast der einzige Zeitvertreib sind, so haben die Verbannten sehr viel von der süßen Laune der Zprawniks zu leiden und machen sich einer wunderbar großen Anzahl von Verbrechen schuldig, die pflichtgemäß dem Gouverneur

der Provinz gemeldet werden. Der Winter dauert acht Monate; diese ganze Zeit hindurch bietet die Umgegend den Anblick eines stummen, leblosen, hartgefrorenen Sumpfs dar. Keine Straßen, kein Verkehr mit der Außenwelt, keine Mittel des Entkommens. Im Laufe der Zeit wird fast jeder Verbannte von Nervenzuckungen befallen, gefolgt von längerer Apathie und Hinfälligkeit. Manchmal gelingt es einem, vermittelt eines gefälschten Passes die

Flucht zu bewerkstelligen, aber das kommt sehr selten vor, und die große Mehrzahl dieser Opfer der „dritten Abteilung“ werden verrückt, begehen Selbstmord, oder sterben am Säuerwahn. Wenn einst die ganze Wahrheit enthüllt wird, dann werden wir eine entsetzliche, aller Kultur furchtbar hohnsprechende Geschichte menschlicher Grausamkeit und menschlicher Leiden hören.

L. W.

## Mein Freund, der Klopfsgeist.

Eine Spiritistengeschichte aus dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Von S. E.

(XIII. Des Klopfsgeists Ansicht über den Spiritismus. — Seine Langmut und Klugheit. — Der Geist meines Vaters.)

Bei den gläubigen Hörern ringsum erregte der Hustenanfall meines Barbiers Unwillen, der Klopfsgeist selbst aber beachtete die Störung nicht.

„Bist du nun auch wirklich schon überzeugt, mein Freund?“ fragte die Gespensterstimme.

„Nein!“ antwortete ich laut und entschieden. „Davon, daß wir es bei den spiritistischen Manifestationen mit Geistern abgegebener Menschen zu tun haben, davon, daß es sich überhaupt um Erscheinungen handelt, welche das widerlegen und durchbrechen, was die Wissenschaft bisher als Gesetze der Natur erkannt hat, von diesem beiden bin ich nicht überzeugt.“

Diesmal richtete sich die vernemlich genug zutage tretende Aufregung und Indignation der Versammelten gegen mich.

„Unerhört! Er will die Wahrheit nicht erkennen! Er wird sich nie überwunden geben! Was sollen wir uns länger stören lassen von ihm in unsern heiligsten Empfindungen?“ so zischelte es ärgerlich im Kreise.

Des Klopfsgeists Langmut mit mir war aber lange noch nicht erschöpft.

„Du hast recht, mein Freund. Du bist Gelehrter, du bist zum Zweifeln erzogen. Du glaubst, so du Außergewöhnlichem begegnest, solange an Täuschung, als nicht jede Möglichkeit der Täuschung ausgeschlossen ist. Doch, wo stet geschrieben, daß, was das spiritualistische Evangelium euch lehrt, Naturgesetze durchbricht oder widerlegt? So sprechen die Toren, die nicht begreifen, was da vorget. Gebiete der Natur tun sich vor euren Augen, euren geistigen und leiblichen Augen auf, an denen ihr bis jetzt blind und taub vorübergeht. Also: es handelt sich nur um neue Naturgesetze, welche die euch Menschen bekannten ergänzen, erweitern, — nicht durchbrechen und vernichten. Vermaßt ihr euch etwa, mit eurem Wissen schon am Ende alles Erkennens zu sein, wie?“

„Sicher nicht,“ antwortete ich. „Aber unser Wissen ist eine Stufenfolge erkannter Wahrheiten, von denen die eine auf der andern fußt, mit Notwendigkeit aus ihr hervorgegangen ist. Wenn nun die spiritistischen Erscheinungen Anspruch erheben auf wissenschaftliche Anerkennung, so müssen sie eben erkennen lassen, wie sie mit den wissenschaftlich festgestellten Naturgesetzen zusammenhängen, — die Brücke zwischen beiden muß wahrnehmbar sein, und von dieser Brücke grade, dieser logischen Verbindung zwischen unsrer Gedankenwelt und der spiritistischen ist bisher — meines Wissens — nichts, garnichts enthüllt.“

„Weil sich überall erst das Unbegriffene eurer Wissenschaft in den Weg stellt, deren beschränktes Gebiet ja auf allen Seiten umgeben ist von Unbegriffenem, und weil nicht die natürlichen Tatsachen die Aufgabe haben, jene Brücke zu suchen, sondern weil das eben eure Aufgabe ist, ihr Männer der Wissenschaft!“

Es hatte wie Spott geklungen, was die Stimme sagte. Beifallsgemurmel belohnte den in der Tat geschickten, satteiftesten Klopfsgeist für den eleganten Hieb, den er mir zu versetzen gesucht.

Aber ich hatte im Laufe dieser merkwürdigen Debatte all meinen Scharfsinn wiedergewonnen und war nicht so leicht abzuführen.

„Die Wissenschaft muß die Brücke suchen,“ erwiderte ich, „und die natürlichen Tatsachen müssen sie finden lassen, — nicht eher können sie Eingang erlangen: in das eben auf das Erkannte beschränkte Gebiet unsrer Wissenschaft. Bei dem Spiritismus begegnet man aber nicht bloß stummen, unbehüllichen Tatsachen, sondern auch Menschen, an die sie gefesselt erscheinen, ja sogar über die Menschenwelt erhabenen Geistern, welche sie hervorrufen und beherrschen. Was man von Tatsachen nicht verlangen kann,

hat man mit Recht zu fordern von den Menschen und noch mehr von den spiritistischen Geistern. Zum mindesten helfen müssen uns die Magnetisierer, Medien und — die Geister, diese besonders, die Brücken schlagen — —“

„Sprich, was verlangst du?“ war die kaltblütige Antwort des Klopfsgeistes.

Ich geriet durch diese Frage nicht in Verlegenheit.

„Zum allermindesten halte ich für unumgänglich notwendig, daß mir gestattet werde, die Dertlichkeiten, in denen sich die spiritistischen Manifestationen vollziehen, einer ganz ungemein sorgfältigen Prüfung zu unterziehen.“

„Willst du sofort damit beginnen?“ fragte der Klopfsgeist in die lautlose Stille hinein, welche sich über die Gesellschaft gebreitet hatte.

Ich hatte das ursprünglich gewollt. Aber um der Sicherheit der zu erwartenden Resultate willen wollte ich diese Untersuchung nicht allein unternehmen. Zunächst dachte ich an den Raseur, doch hatte ich Bedenken, und wie ich so zögerte, beeilte dieser selbst sich, mich auf einen andern Gedanken zu bringen.

„Ich an Ihrer Stelle, Herr Doktor, würde mir da einen Maurer- oder Baumeister, oder sonst einen, der von Mauern, Stubendecken und Fußböden was versteht, zu Hülfe nehmen,“ raunte er mir zu.

Ich nickte und erwiderte auf die Frage des Klopfsgeistes:

„Es scheint mir besser, diese Untersuchung auf eine spätere Sitzung zu verschieben. Dafür aber möchte ich fragen, ob es mir vielleicht gegönnt sein möchte, eine jener Geistererscheinungen zu sehen, jedoch von einer mir nahestehenden verstorbenen Person.“

Diesmal zögerte der Klopfsgeist mit der Antwort und das auffällig lange.

„Aha, die Geschichte paßt ihm nicht,“ brummte der Barbier.

Aber schon hub der Klopfsgeist wieder an: „Sage mir, wen du sehen willst, erinnere dich jedoch, mein Freund, daß ich keine Gewalt habe über irgend einen der andern Geister, und daß die Geister, je höher sie schon im Menschenleben entwickelt waren, desto höher und weiter entfernt von euch Menschen auch stehen im Geisterreich.“

Daß der Klopfsgeist anscheinend Ausflüchte suchte, schien meinem Raseur gewaltigen Mut einzusößen, denn es klang gar nicht mehr so ängstlich leise, vielmehr recht vernemlich auch für andere als meine Ohren, als er flüsterte:

„Na, da scheint unser Klopfsgeist eigentlich verdammt schlecht entwickelt gewesen zu sein, als er's Zeitliche segnete, sonst könnt er uns doch gewiß nicht so viel erzählen, was Herr Doktor?“

Wahrscheinlich würde dem Herrn Metzig diese Bemerkung sehr übel bekommen sein, wenn nicht die Anwesenheit des Geistes die Zungen der entrüsteten Gläubigen und die Fäuste erst recht im Zaume gehalten hätte.

„Unverschämt! Hinaus mit ihm!“ und noch viel schlimmere Zeichen der allgemeinen Empörung umgischelten uns.

Aber der Klopfsgeist legte sich wiederum ins Mittel.

„Du hättest recht, mein Son,“ entgegnete er in möglichst mildem und feierlichem Tone auf den Spott des Raseurs, „wenn es nicht Ausnahmen gäbe überall im Reiche der Natur. Ich würde weit fort sein von eurer Menschenwelt, wenn ich nicht von einer höheren Macht, die uns alle regiert, die heilige Mission erhalten hätte, euch Menschen Licht zu geben von dem, was über euch ist. Und dieser Mission zu dienen — —“ die Geisterstimme erklang immer feierlicher und getragener und nun hielt sie wieder einen Augenblick inne, um in dem mir schon bekannten, wirklich ergreifenden Prophetentone fortzufahren: „Und dieser Mission zu dienen will ich versuchen, deine Wünsche zu erfüllen,

mein Freund, sei er, welcher er mag. Rede, wen aus der Welt der Abgeschiedenen wünschtest du zu schauen von Angesicht zu Angesicht?"

"Meinen Vater wünschte ich zu sehen."

Ich tat mit gutem Bedacht grade diese Wal. Einmal hatte der Kopfgeist ja selbst behauptet, eben mit diesem Verstorbenen stände er in vertrauter Beziehung, andererseits war mein Vater schon so lange tot, hatte so zurückgezogen gelebt und nur ein einziges Bild hinterlassen, welches meine Mutter in einem Medaillon bei sich trug und, mit unauflöschlicher Liebe zu ihrem Gatten kokettierend, nur äußerst selten und nur die vertrautesten Freunde sehen ließ, — daß mir ein Betrug bei diesem Toten ganz ausgeschlossen schien.

"Ich will sehen, ob es dem Geist deines Vaters möglich ist, sich menschlichen Augen zu zeigen, trotzdem er, der während seines Menschenlebens schon mit den Menschen und ihrem Leben sich so wenig zu schaffen machte, nun, seit er für eure Welt starb in selten rascher Vergeistigung dem irdischen Leben immerdar fern ist. Vielleicht wenn ich wiederkehre, vielleicht —"

"Aha," brummte wieder der Raseur, seine onehin kleinen Augen mit schlaumen Lächeln zusammenknäufend.

Der Kopfgeist wandte sich noch an ein oder zwei der Anwesenden mit kurzen Bemerkungen, dann verstummte er und der übliche Spektakel begann von neuem. Indessen dauerte er diesmal nur ganz kurze Zeit, um dem zauberischen Gesange des anscheinend im Tiefschlaf liegenden Mediums zu weichen.

Die Unterhaltung mit dem angeblichen Geiste hatte, nicht nur so lange sie dauerte, all' mein Denken in Anspruch genommen, so weit sich dieses nur von Athanasia, dem Medium losreißen konnte, sondern sie verhinderte mich noch lange nachher, genau acht zu geben, was sonst im Zimmer vorging. Mein Ohr hing an den süßen, berausenden, wie in innigster Bitte stehenden Tönen, welche dem Munde des Mediums bald leise und zögernd, bald lauter, dringender, fast stürmisch entflohen. Eben erklang es wieder wie wehvolles Weinen, das mir tief und schmerzhaft hineindrang ins Herz, da geschah ein furchtbarer Schlag, wie wenn Pulver oder ein anderer Sprengstoff explodiert, dichter Dampf, rötlich glühend, erfüllte urplötzlich das Zimmer, alles schrie laut auf und sprang von den Sätzen empor, auch mich hatte es in die Höhe gerissen — mein einziger Gedanke war Athanasia —! Welchen Eindruck mußte der furchtbare Donnerschlag auf sie, die onehin nervös überreizte, das schwache, kranke, unter tausendfältiger Erregung leidende Mädchen geübt haben? Da fiel ein Lichtstrahl in's Zimmer, ich achtete nicht darauf, woher er kam, er beleuchtete just die Stelle, wo das Medium saß — nein, geseßen hatte, denn jetzt stand Athanasia hochaufgerichtet, als wenn es mit gespannter Erwartung weit in die Ferne schauete, dann erhob sie die Arme und rief:

"Komm, o komm — ich vereine meine Stimme mit der seinen — ich rufe zum letzten male, und wenn ich die ganze Kraft meiner Seele verhauche — komm — o komm!"

Da sank sie wieder in ihren Sessel zurück und wieder trat Stille ein, die man vor den heftigen lauten Atemzügen der Anwesenden, von denen wol keiner eine gewaltige Erregung bemerken konnte, unterbrochen wurde.

"Ah — also dort — dort!" drängte es sich plötzlich über die Lippen mererer von den Frauen. An derselben Stelle, wo in der vorigen Sitzung die Geistererscheinungen sichtbar wurden, ballte sich der rötliche Dampf, welcher das ganze Zimmer erfüllt hatte, nebelballengleich zusammen. Leise, zarte Musik ertönte — jetzt aber nicht vom Gesange des Mediums getragen — der Nebel wurde dichter, verschob und dehnte sich aus, bis er die Gestalt eines Vorhangs angenommen, dann plötzlich riß er mitten hindurch, und man sah hinein wie in das undurchdringliche Dunkel einer von keinem Sonnenstrahl berührten Felsenhöhle, doch sogleich tauchte anscheinend in ungeheurer Entfernung ein kleines rotes Licht in dem Rahmen der Finsterniß auf, das Licht kam näher, wurde dabei größer, aber matter und dunkler, allgemach nam es Gestalt an, menschliche Gestalt — in männliche Kleidung gehüllt, in einen langen über hagere Glieder hinabhängenden Rock — — jetzt, immer noch in weiter Entfernung, blieb die Gestalt stehen und richtete sich auf, als ob sie Umschau hielte, um zu erkennen, wo sie wäre, ein Lichtstrahl wie von elektrischer Beleuchtung traf das Gesicht der Erscheinung und — ich hatte mich erhoben in demselben Augenblicke, als die geisterhafte Ge-

stalt sich emporrichtete, und mußte nun nach einer Stütze suchen, um mich aufrecht zu erhalten; — ich erfaßte umhertastend den Arm Mezigs und klammerte mich daran fest, indem ich rief:

"Beim Himmel — mein Vater!"

Die Gestalt neigte das Haupt gegen mich hin, — wie mich dächte, verklärte ein unendlich wemütiger, aber liebevoller Ausdruck das bleiche, von grauem, spärlichen Bart umraute Gesicht; das Gespenst meines Vaters erhob die Arme, als segne es mich, und dann begann es lautlos, wie es gekommen war, aber das Antlitz unverwandt nach mir gefert, in das nächtliche Dunkel seiner geheimnißvollen Umgebung zurückzuschweben.

"Vater!" rief ich, — ich vermochte mich nicht mer zu beherrschen, kein Zweifel regte sich in diesem Momente mer in meinem Herzen wider die Wahrheit der spiritualistischen Offenbarung, also halten meinen von den gewaltigen Gemütsbewegungen der letzten Wochen erschütterten Geist die eben empfangenen Eindrücke in ihrer raschen Aufeinanderfolge und tief eindringenden Macht überwältigt; "Vater, bleibe, sprich zu mir, deinem Sone, der dich so früh verloren, der deine liebe Stimme hören möchte, wie er dein theures Antlitz gesehen, wiedererkannt hat, — bleibe, Vater, bleibe!"

Aber die Erscheinung erhob nur noch einmal ihre Hände zum Segen, sie schüttelte leise das Haupt und hüllte sich allgemach in Nebel, aus dem zuletzt wieder das unendlich ferne, dunkelrote Licht erglänzte — und auch das nur für einen Moment —, um dann ganz zu verschwinden.

Im Zimmer wurde es nun hell, in der Ampel erglomm aufs neue das milde, wolkende Licht. Athanasia lag auf ihrem Sessel, regungslos, leichenblaß — die Hände beide auf das Herz gepreßt. — Hanna Wunder trat zu ihr, nachdem sie einer der Frauen gewinkt und mir einen Blick voll bitteren Vorwurfs zugeworfen hatte, dann hob sie gemeinschaftlich mit jener Frau das Medium empor und trug es mer, als sie es fürte, zu der sich dicht hinter dem Sessel öffnenden und sofort wieder schließenden Tür hinaus.

Ich blieb wol noch eine lange Weile wie geistesabwesend stehen und starzte nach der Tür, durch welche das Medium meinem Auge entchwunden war.

Was inzwischen um mich her vorging, bemerkte ich nicht. Endlich empfand ich, daß ich der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit seitens der leise aber aufgeregten mit einander flüsternden Anwesenden war. Mein erster Gedanke war, die Sitzung so rasch als möglich zu verlassen, in die Stille meiner Wohnung zu entfliehen, um mein pochendes Herz zu beruhigen, meine Gedanken wieder ungestört zu sammeln. In der Ausführung dieser Absicht wurde ich nur einen kurzen Moment aufgehalten — Hanna Wunder trat wieder ein, setzte sich auf ihren alten Platz und stimmte einen frommen Gesang an, in den alsbald die Gläubigen einstimmten. Ich hatte nur zu gehen gezögert, weil ich gehofft, von der alten Hanna Auskunft zu erhalten, wie es Athanasia gehe; da der Gesang meine Absicht vereitelte, bat ich den Raseur, er möchte nach Beendigung der Sitzung sich in meinem Namen bei Frau Wunder nach dem Befinden des Mediums erkundigen und mir sofort Nachricht bringen. Für ihn und nur für ihn allein sei ich heute noch zu sprechen. Dann ging ich, one mich umzuschauen, still von dannen.

\* \* \*

Drei Tage waren ins Land gegangen — drei Tage voll der mannigfaltigsten einander überstürmenden Vorgänge, drei Tage, die mich an den verhängnißvollsten Wendepunkt meines Geschicks gedrängt hatten, vor dem ich jemals gestanden habe.

Ich war nahe daran, den Seelentämpfen zu erliegen, welche mich durchtobten. Daß ich mit meiner Braut brechen mußte, daß ich von einem unabänderlichen, zu des armen Mädchens Unheil von mir bis vor kurzem nicht geahnten, völlig verkommenen Geschick für Athanasia, das Medium, bestimmt, und daß ich heilig verpflichtet wäre, sie, die Unvergleichliche, die schon durch ihre Beziehungen zu einer erhabenen Rätselwelt so vor millionen andern Weibern Bevorzugte zu retten aus schwerer, körperlicher und geistiger Bedrängniß, vor einem Vater, der im Fanatismus für sein Evangelium die übernatürlichen Kräfte seiner einzigen Tochter in einer Weise ausbeutete, die diese notwendig in qualvollster Weise zugrunde richten mußte —, von alledem hielt ich mich fest überzeugt.

(Fortsetzung folgt.)

**Weihnachten auf der Landstraße.** (Bild Seite 153.) Weihnachten, das herrliche Fest, ist, wie so mancher ähnliche christliche Kirchengebrauch heidnischen Ursprungs. Die Ansichten über Staat und Religion wechseln von Geschlecht zu Geschlecht, die Naturerscheinungen aber bleiben stets dieselben; nur unsere vervollkommenen Instrumente gestalten uns ihre schärfere Beobachtung und annähernde Erklärung ihrer Ursache und Wirkung. Diese Gradmesser von Zeit und Raum sind die eigentlichen Stifter der Naturreligion, in welcher der Christen- und Jüdinglaube, der Islam und Buddhismus, sowie der Sonnenkultus der Parzen und der Jastest, sowie der christlichen Priester haben oft nur den Namen der heidnischen Jastest geändert, doch nicht die seit unvorstellbaren Zeiten beobachteten Gebräuche, wie z. B. bei der Sommerjastest, in christlicher Auffassung das Johannisfest, die Brandopfer auf den Bergen, die heute noch bestehen. Wir könnten über die Weihnachtsgebräuche der verschiedenen Völker eine lange Abhandlung schreiben, beschränken uns aber darauf, dasjenige zu schildern, was unsere Vorfahren bei der Winterjastest an Festlichkeiten veranstalteten. Gleich den Saturnalien der Römer, dem Bairam der Mohamedaner, dem Chamucach der Juden und dem Zufest der Germanen war es das Geburtsfest der Sonne und wird als Geburtstagsfeier Jesu, deren Datum niemals ermittelt worden ist, angesehen. Nach den naiven Anschauungen unserer heidnischen Vorfahren bewirkte Frau Holle, die Beschützerin der Neugeborenen, durch Schütteln ihrer Bettwäsche das Schneegestöber und schüttelte in der Weihnacht (heiligen Nacht) von der Winterjastest mit den Schneeflocken zugleich den Zulkapp, d. h. überraschende Geschenke für Kinder und Erwachsene, vom Himmel herunter. Dafür verlangte sie im Sommer freundliche Aufnahme ihrer gesügeltsten Voten, der Störche, und im Winter Unterstützung der futterlosen Waldvögel. Während der zwölf heiligen Nächte, vom 24. Dezember bis 4. Januar hielten die Götter feierlichen Umzug auf Erden, damit aller Streit ruhe, und die Sterblichen vergessen als Festgericht den mit Tannenzweigen gezierten, dem Freyer geheiligten Eber, vergaßen aber auch nicht der armen Vögel, denen Frau Holles „Bettfedern“ das Futter geraubt hatten. Die Weihnachtsfeier unter der Mistelstaude in England und unter dem Tannenbaum in Skandinavien und Deutschland gehört dem Kinde, der Seele des Familienlebens. Und der flimmernde Weihnachtsbaum macht uns alle zu Kindern mit unsern Kindern und erinnert uns daran, daß wir zunächst Menschen und dann erst Minister oder Fabrikarbeiter sind. Wo die Weihnachtsfreude aufrichtiger, kindlich reiner ist, ob bei dem bescheidenen Male des Armen im Kreise der jubelnden Kleinen, oder beim Gelage des Reichen, mögen die Betreffenden selber entscheiden. — Weihnachtsgelage kennt man wol auch in dem slavischen Osteuropa, doch nicht die Kinderfreude der Weihnachtsbescherung, deren Bedeutung in der tiefen Gemütsanlage der Germanen wurzelt. Zur Verherrlichung eines solchen Weihnachtsgelages auf dem Gute des Starosten Wisniski ist die Kapelle des Scholten Jizes berufen, wo sie unser Bild veranschaulicht. Diese Kapelle, bestehend aus drei typischen Gestalten polnischer Juden, gehört zu jenen philharmonischen Gesellschaften, wie sie jedes polnische Landstädtchen besitzt. Mit ihrem seit unvorstellbaren Zeiten zusammengestellten, nur äußerst selten durch eine zweifelhaft neue Nummer bereicherten Repertoire antiker Polkas, Walzer, Mazurkas und mer oder minder echter Volkswesen pflegen sie dem musikalischen Bedürfnis der Umgebung in wörtlicher Sinne entgegenzukommen. Unsere Künstler siren ihre Nase stets zu Fuß spazieren, denn diese Dame, obwohl himmlischer Abkunft, ist selten in der Lage, ihren Jüngern den Luxus einer Fargeliegenheit zu vergönnen. Und so wird auch auf der heutigen Kunstreise sicherlich das Talent im Musizieren auf milder harte Probe als das im Marschieren gestellt. Daß alle drei keine Jünglinge mer sind, zeigen ihre Haare, welche bereits jene Farbe angenommen haben, die das Sinnbild der Ehrfurcht ist. Mit Ausnahme der beiden Ekloden, welche sich in unbeschränkter Freiheit über ihre Schläfen herunterhängeln und in ihrer Vereinigung mit den grauen Spitzbärten ihre Gesichter voll Schlaueit und List einramen, macht das alttestamentarische Sammettäppchen mit der darüber gestülpten modernen Kopfbedeckung fast neidisch auf jedes Haar, das sich unter demselben aus seiner Haft hervor an das freie Tageslicht drängen möchte. Wer noch über die jüdische Abkunft der drei Musikanten nicht im klaren sein sollte, den wird ihre küngebogene, in Höderform sich schwungvoll ausweitende Nase keinen Augenblick länger darüber in Zweifel lassen. Doch glaube nicht etwa, lieber Leser, daß diese drei gleichmäßig in den Kasten von zweifelhafter Farbe gehüllten Männer sich auch eines gleichmäßigen Temperamentes erfreuen. Der Kapellmeister Scholten Jizes, der einzige, der sich den Luxus eines Regenschirms gestattet darf, spielt nicht nur die erste Geige bei den Musikaufführungen, sondern auch in der Konversation. Soweit seine Gedanken zurückreichen, set er mit dem oppositionslustigen Klarinetisten Chaim Türkis auf dem Kriegsfuß, während der Bassgeiger Aaron Brummer stets den stummen Zuhörer des Jungengesichtes abgibt. In einem Wetter, in welchem man keinen Hund hinausjagt, auf einer Landstraße, deren echt polnischer Kot der frischgefallene Schnee mitleidig bedeckt hat, feiern die drei Weihnachten auf der Landstraße. Und doch sind sie wolgemut und guter Dinge. Dieses Wunder bringt nur die sprichwörtlich gewordene Genügsamkeit und Ausdauer des polnischen Juden zu wege. Während sich die Geige und das Klarinet über den Ertrag der heutigen Weihnachtsfeier auf dem Schlosse des Starosten streiten, berechnet die Bassgeige im stillen, was ihr die nächste christ-

liche oder jüdische Hochzeit, eine Taufe oder sonst eine Feier im prunkenden Edelhof oder in der schmußstarrten Bauernhütte abwerfen wird. Die Kupfermünzen werden die Woche über, oft auf Kosten des Magens, zusammengespart, um Weib und Kindern einen frohlichen Schabbes zu bereiten. Glücklich Parias, denen die Schabbeslampe stets wie ein Weihnachtsbaum strahlt! Das Kapital, mit dem ihre reichen Glaubensgenossen spekulieren, kennen sie nur von Hörensagen, dafür wird aber auch ihre bescheidene Existenz von den sieberhaften Pulschlägen der Börse nicht erschüttert. Es ist das Glück in der Beschränkung, von dem der deutsche Dichter Jean Paul träumte, welches alle schwindelhaften Errungenschaften überdauert und die Genügsamen nicht nur vor Ueberhebung, sondern auch vor Enttäuschung bewahrt.

Dr. M. T.

**Eisberg im Padeis.** Im vorigen Jargang ist den Lesern d. Bl. eine umfassende Skizze aller der Bemühungen gegeben worden, die, von dem Forschertrieb des Menschen angelegt, sich auf die Erfundung der Nordpolgegenden richten. Die Illustration auf Seite 152 zeigt uns nun einen jener glitzernden, kalten Kolosse, welche so oft verderberbringend für die kühnen Nordpolarer sind und sogar zuweilen auch den Meeren der südlicher gelegenen Zone ihren Besuch abstatten, ein Schrecken für die Schiffer, welche die zweifelhafte Ere haben, einem davon zu begegnen. Unser mächtiger Eisberg im Vordergrund nebst seinen entfernt sichtbaren Verwandten hat seine Heimat an der Küste Grönlands und befindet sich in dem grönländischen Eismeere. Die Entstehung der Eiszungen get entweder vor sich, indem die mächtigen nordischen Gletscher, allmählich ins Meer vorrückend, von den wärmeren Strömungen unterwaschen werden, sodaß die über das Wasser hinausgehende Eismasse abbricht, oder indem das Eis in dem kalten Wasser nicht zum Schmelzen kommt, tiefer hinabsinkt und sich durch seine Schwere von dem übrigen löst. Die Höhe der Eisberge ist zwischen 10 bis 100 Meter; bei einer Höhe von 60 Meter über dem Wasser haben sie ungefähr 120 bis 180 Meter unter dem Meerespiegel. Aber ein nicht minder gefährlicher Feind für Schiffe in jenen Regionen ist das Padeis. Dieses bildet sich aus dem Eise des letzten Winters oder aus Resten früherer Jare, welche, vom Sturm umhergetrieben, sich zusammenschieben und durch die Kälte aneinandergefrieren. Es erhält eine Dicke von durchschnittlich 1 bis 2 Meter über und 6 bis 8 Meter unter dem Wasser und bildet den Kontinenten gleiche Eisfelder. Gerät ein Schiff bei der hereinbrechenden Winterkälte in eine Strömung solcher Schollen, so friert es eben unarmherzig fest und läuft nicht minder Gefahr, allmählich zerdrückt zu werden. Mancher Nordpolarer ist darin zugrunde gegangen, viele haben, in diesen schauerlich-iden Gegenden eingefroren, die schrecklichsten Strapazen erdulden müssen. Gegen die offene See enden diese Eismassen in einzelne, freischwimmende Blöcke. Sobald die Frühlärwärme auf das Padeis einwirkt, reißen die darunter tätigen Ströme große Eisfelder los und treiben sie gleichfalls in die offene See, und ist es einmal gebrochen, so verschwindet es ser schnell. art.

**Das Erdbeben in Agram.** (Schluß.) Die der höchsten Teilname werten Einwohner der Hauptstadt Kroatiens sollten übrigens nicht mit dem einmaligen Schrecken davonkommen. Am 10. November geschah nicht weniger als noch vier Erdstöße, deren letzter um 12 Uhr 20 Min. erfolgte und fast so ser als das Erdbeben des vorhergegangenen Tages alle Gebäude bis in ihre Grundmauern wanken machte, die tauende von Mauerrissen erweiterte, die Zimmerdecken einbrachte und ganze Fluten von Ziegeln und Schindeln auf die Straßen segte. So schlimm, als am 9. wurde es aber glücklicherweise doch nicht, und nach dem 10. fand keine so gefährliche Erdschütterung mer statt. Der Erdstoß vom 9. hat übrigens an mereren Orten auch Erdrisse zurückgelassen und durch diese Schlammanbrüche zutage geschickt. Die bedeutendste dieser Schlammeruptionen hat bei dem Dorfe Resnik, unweit Agram, stattgefunden. Die Erdrisse an dieser Stelle bestehen aus einer Hauptpalte, die sich von Dinordost nach Westwest zieht, 19 Schritte lang und nur etwa 3 Centimeter breit ist, und sich von mereren kleineren Spalten durchkreuzt zeigt. Rund um dieses Spaltencentrum herum, ungefähr eine halbe Stunde im Durchmesser, finden sich noch eine Menge ähnlicher Erdschlitze, welche zumeist, gleich den erriewandten, von dem festgewordenen grauen, sich vom Straßentot deutlich unterscheidenden Schlamm gefüllt sind. Nur einige wenige zeigten noch merere Tage nach den Ausbrüchen Oeffnungen von einem halben bis zu einem ganzen Meter Tiefe. Die Ausbrüche erfolgten zwischen 7 $\frac{1}{2}$  und halb 11 Uhr, während welcher Zeit das ganze Gebiet, auf dem sich die Spalten befinden, in beständigem Schwanken war. Aus allen Spalten, sowie aus ordentlichen Schlammkratern, welche letztere nur wenige Centimeter hoch waren und nicht über einen halben Meter im Durchmesser hatten, wurden große Mengen mit Schwefelwasserstoff gefülltem Wasser in die Höhe getrieben, die Schlamm, Molluskenreste und auch reinen Sand mit an die Oberfläche beförderten. Die größte Auswurfsöffnung hat etwa einen halben Meter im Durchmesser gehabt. Die Kraterhöhe war überall unbedeutend, weil dem breiten Auswurf die Fähigkeit selte, sich zu hohen Kegeln aufzutürmen. Ueber die weiter folgenden Erdstöße berichten wir in einem gelegentlichen Nachtrage, sobald diese unheimliche Beunruhigung der Bewohner der kroatischen Hauptstadt ganz aufgehört haben wird. Heut, da wir dieses schreiben, dauert sie schon länger als drei Wochen und scheint immer noch nicht endgültig überwunden.

**Ein gemeinnütziges Kunstinstitut.** Del Vecchio's permanente Kunstausstellung zu Leipzig verdient es unstreitig, auch den Lesern der „Neuen Welt“ empfohlen zu werden. Dadurch, daß hier in bunter Abwechslung dem Publikum fortwährend neue Stücke und zwar von bekannten und berühmten Meistern wie von jungen strebsamen Künstlern vorgeführt werden, bietet sie dem Freund der Malerei die Gelegenheit, einen nicht unbeträchtlichen Teil der auf diesem Gebiet tätigen Kräfte kennen zu lernen. So heben wir aus der großen Anzahl mer oder minder bedeutender Namen, deren Werke sich hier im Laufe des verflossenen Sommers präsentierten, nur Piloty und W. v. Kaulbach hervor. Momentan fesselt aber unser Interesse ein Gemälde von Chr. Ludw. Bodelmann: „Die letzten Augenblicke eines Balkampfes“. Das Ballspiel im Vordergrund ist besetzt von Anhängern der verschiedensten Parteien, von denen einzelne geschäftig noch den Nachzügler, welche vor Torschuß im Begriff sind, ihr wichtigstes Staatsbürgerrecht auszuüben, ihren Kandidaten anpreisen. Andere betreten oder verlassen das Lokal, an dessen Fassade die Göttin der Gerechtigkeit wenigstens ihren erhabenen Zweck symbolisch andeutet. Auf allen Gesichtern liest man Spannung ob des sich binnen kurzem ergebenden Resultats eines Kampfes, der seine Spuren in den auf dem Pflaster herumgestreuten Fetzen zerrissener Stimmzettel der mißliebigen Kandidaten lebendig hinterlassen hat. Im Hintergrund der Straße wird lebhaft debattiert — an Stoff dazu felt es ja bekanntlich nicht und es ist deshalb schwer zu unterscheiden, ob die Koruzölle oder sonst ein neues Projekt den Grund dazu abgibt. Was aber die ungemein belebte Szene ganz besonders anziehend macht, ist, daß der Künstler in seinem Werke nicht die gefällige Parteitendenz dominieren ließ, wie dies, leider zum Nachteil des Kunstwerks, an dem neuen großen Bilde Piloty's (Die letzten Augenblicke der Girondisten) der Fall war. Den sich im Konzentrationspunkt der Handlung auf dem bodelmann'schen Bilde befindlichen Personen sieht man ihre Parteistellung allerdings mehr oder weniger an, aber die Charakteristik tritt uns hier nicht durch die bekannten häßlichen Erscheinungen entgegen, wie sie der politische Parteikampf, namentlich in der Presse, zutage fördert. Und welche treffliche Gelegenheit hätte sich hier nicht geboten, um diesem Vertreter der Arbeiterpartei eine Schnapsnase aufzusetzen, jenem ein verstohlenen oder stupid-fanatichs Aussehen zu geben, wie man das so oft findet! Bodelmann's Arbeiter stellen sich dar als solche durch ihre Kleidung, also durch ein rein äußerliches Moment. Und wenn man auch der kleinen Gruppe eine gewisse, aus der gesellschaftlichen Stellung hervorgehende Scheu ansieht, währenddem die Vertreter der anderen herrschenden Richtung sich durch Leichtigkeit der Haltung und jene zum Teil an Leichtsinne grenzende Sicherheit auszeichnen, so prägt sich in den Physiognomien der ersteren hingegen die Ruhe und Willenskraft aus, die nur den Trägern einer großen sittlichen Idee zu eigen ist. Ja, an Intelligenz überragen sie ihr Gegenüber — z. B. die zwei Stimmzettel verteilenden Commis-voyageurs, unstreitig Wortführer des Liberalismus — sogar sehr bedeutend. Um zu einer solchen Darstellung zu gelangen, mußte der Künstler vorher das Leben mit edstem Künstlerauge beobachten und die näheren Umstände seines Vorwurfs eingehend studieren, daß er dies getan und dann seine Aufgabe mit edstem Künstlerherzen erfaßt und durchgeführt, ist heute, wo das Vorurteil die meisten Menschen in vererblicher Weise beherrscht, anerkennenswert und soll hier ausdrücklich hervorgehoben werden. nrt.

**Vom dunkeln Weltteil.** Vor weniger als zwei Jahren rüstete die Geographische Gesellschaft in London eine Expedition zur Erforschung von Afrika aus, speziell mit dem Zweck, das Land zwischen der Küste von Zanzibar und dem nördlichen Ende des Sees Nyassa kennen zu lernen. Falls die Mittel ausreichten, sollte die kleine aber wollauserüstete Expedition, die von zwei jungen, zu solchen Unternehmungen sorgfältig vorbereiteten Männern aus Edinburgh, Mr. Keith Johnston und Mr. Joseph Thomson geführt war, auch noch das Land zwischen dem Nyassa-See und dem Tanganyika-See bereisen. Die Expedition ging ab. Der Führer Johnston, trotz seiner Jugend schon eine Autorität auf dem Gebiet der afrikanischen Geographie, fiel in den ersten Wochen schon dem Klima zum Opfer, und der kaum zwanzigjährige Thomson hatte die Führung zu übernehmen. Und er erfüllte seine Aufgabe voll und ganz; ja er dante seine Reise noch in Landstriche aus, die von der ihm vorgezeichneten Route ablagen. Am 19. Mai 1879 drang die Expedition ins Innere des „Dark Continent“, (dunkeln Weltteils — eigentlich Festlandes) ein, und am 16. Juli dieses Jahres kehrte sie zurück, nachdem sie 2800 (englische) Meilen zurückgelegt hatte, davon 1300 durch bisher von Europäern unbetretenes Land. Thomson war der einzige Europäer bei der Expedition, die unterwegs — abgesehen von dem gleich zu Anfang verstorbenen Johnston — nicht einen Mann verlor. Von den wissenschaftlichen Ergebnissen vielleicht ein andermal. Nur eine interessante Tatsache sei heute dem Bericht entnommen, welchen Thomson am 7. November d. J. der Geographischen Gesellschaft erstattete: nämlich die Friedfertigkeit selbst der wildesten afrikanischen Stämme gegenüber fremden Reisenden, die friedlich zu ihnen kommen und die Leute zu behandeln wissen. Es ist Thomsons feste Ueberzeugung, daß die zahlreichen europäischen Reisenden, welche von den Eingebornen getötet worden sind, nur deshalb das Leben verloren, weil sie die Eingebornen nicht zu behandeln wußten, und

durch kriegerischen Apparat, häufig auch durch direkte Feindseligkeiten, ihr Mißtrauen und ihre Rachsucht erregten. Im Widerspruch mit Stanley's und Bredschaw's Berichten — das sei noch bemerkt — hält Thomson das innere Afrika für arm an Naturschätzen, für ungeeignet zur europäischen Kolonisation und erklärt den, jetzt in England stark ventilirten Gedanken einer afrikanischen Handelskompagnie, die durch Eisenbahnen das Innere des Weltteils zu erschließen habe, vorläufig für eine utopistische Abgeschmacktheit. —ib.

**Teures Land.** Es ist bekannt, daß der Grund und Boden mit der Dichtigkeit der Bevölkerung an Wert wächst, und daß er in den Städten mitunter zu fabelhaften Preisen verkauft wird. Alles, was man in dieser Beziehung gehört hat, wird aber übertroffen durch eine Notiz, welche jetzt durch die englischen Blätter get. Das weltberühmte Lloyd-Etablissement in London braucht ein neues Lokal, und gab Auftrag, ein Grundstück von ungefähr 33 000 Quadratfuß zu kaufen. Natürlich muß dasselbe in der City, dem Centrum der Geschäftswelt, liegen. Ein passendes Stück Land fand sich auch. Die Gesellschaft bot 200 000 Pfd. Sterl., d. h. 4 Millionen Mark für die bloße Landfläche von 33 000 Quadratfuß. Den Eigentümern genügte das aber nicht. Die Gesellschaft ging mit ihrem Gebot schließlich auf 247 000 Pfd. Sterl. — 4 940 000 Mark! — hinauf, das ist rund 7 1/2 Pfd. Sterl. oder 150 Mark per Quadratfuß. Und dieses Gebot wurde ausgeschlagen. Die Eigentümer verlangen 350 000 Pfd. Sterl. = 7 Millionen Mark! Das ist aber der riesig reichen Gesellschaft des Lloyd denn doch zu viel, und die Verhandlungen haben sich zerstritten. Schließlich wird indes der Lloyd, der ein neues Geschäftsklokal in der City braucht, doch in den sauren Apfel beißen müssen, der, wenn zu lange gewartet wird, noch saurer werden könnte. Denn der Wert des Grund und Bodens steigt fortwährend. Wie kolossal das Land in der City von London gestiegen ist, erhellt aus folgendem Beispiel: Im Jahr 1557 wurde der Grund, auf welchem das St. Thomas-Hospital stiet, der Stadt für 50 Pfd. Sterl. verpfändet; dreihundert Jahre später wurde es für 300 000 Pfd. Sterl. verkauft, und jetzt ist es für 600 000 Pfd. Sterl. nicht feil. Man sieht, wenn man das Gold, welches der Boden in der City wert ist, in Gestalt von wirklichem Gold in die Erde stecken wollte, hätte man ein Goldfeld, reicher als das reichste in Kalifornien und Australien. Ein Beweis, daß menschlicher Fleiß mer in die Erde steckt, als die Erde an edlen Metallen dem Menschen gibt. —ib.

#### Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

**Das elektrische Licht in den Bergwerken.** Eine neue Verwendung hat das elektrische Licht kürzlich in den pennsylvanischen Anthracitgruben zur Beleuchtung der Stollengänge und Abbauräume gefunden. Das elektrische Licht besitzt einige vor allem in durch schlagende Wetter gefährdeten Gruben besonders wertvolle Eigenschaften, welche hoffen lassen, daß man es künftig mer und mer verwenden wird. Es erfordert keinen Sauerstoff zum Verbrennungsprozeß und verdirbt deshalb die Luft nicht; wenn man die Lampe in eine Glasugel einschließt, hat man keine Entzündung der Grubengase zu befürchten. Da man außerdem die großen Räume in den Bergwerken beleuchten und die Decke bis in ihre kleinsten Einzelheiten prüfen kann, um ihre Haltbarkeit aufs genaueste zu bestimmen, so lassen sich die Unglücksfälle vermeiden, welche nur zu oft aus der Ablösung von Kohlenstücken von der Decke entstehen. Die Lampenkonstruktion ist von Brush, welche gegenwärtig eine der vorbesten in Amerika ist und in Boston und Newyork zur Beleuchtung einiger Straßen verwendet wird. Die dynamoelektrische Maschine ist über Tag aufgestellt, nahe bei dem Motor; dieselbe ermöglicht die gleichzeitige Speisung von sechs Lampen in demselben Stromkreise. Jede dieser Lampen läßt sich leicht an einen andern Platz bringen, ohne den Strom zu unterbrechen, und in gleichem Schritt mit dem Fortschreiten der Arbeit verschoben. Der Leitungsdrat der Maschine get in Schächten hinab und durchzieht die Stollen, um zu den zu beleuchtenden Stellen zu gelangen. Dann führt er in die Schächte zurück und wieder hinauf zur Maschine. Nach den Mitteilungen im „Engineering and Mining Journal“ ist es Bausch jetzt gelungen, eine Maschine zu konstruieren, welche 750 Umdrehungen in der Minute macht und im stande ist, gleichzeitig 18 Lampen in demselben Stromkreise zu speisen, wobei sie nur 16 e bedarf.

**Ein neues Genußmittel.** Volkswirte und Volkserer haben bide Bücher für und wider die strenge Einhaltung der Sonntagsfeier geschrieben. Das eine stet fest, daß, seitdem der Verkauf alkoholhaltiger Getränke am Sontage in Irland verboten ist, der Verbrauch des — Schwefeläters bedeutend zugenommen hat. Nach einer Mitteilung der medizinischen Wochenschrift „Lancet“ hat die Gewonheit des Schwefeläters in den Ufern des Tyrone und Darry (südwestliches Irland) schon längere Zeit hindurch bestanden. Sie blieb jedoch bisher nur auf bestimmte Ortschaften beschränkt und kam in andern Teilen Irlands nicht vor. Dr. Rossat aus Newarden wies aber kürzlich nach, daß die Anzahl der Liebhaber des neuen Genußmittels in stetigem Wachsen begriffen ist. Diese Tatsache ist umso betrübender, als die entnervende Wirkung des Schwefeläters jense des Opiums noch übertrifft. T.

Das Wachstum einer Weltstadt. London, welches schon Tacitus als „eine durch die Menge der Kaufleute und den Handelsverkehr äußerst berühmte Stadt“ nannte, aber im Jahre 1377 erst 35 000 Einwohner zählte, vergrößerte sich in gradezu ungläublicher Weise. Nach statistischen Mitteilungen vom Jahre 1879 werden in der britischen Metropole jährlich im Durchschnitt  $70\frac{1}{2}$  Kilometer neu eröffnete Straßen dem Verkehr übergeben und 14 400 neue Häuser gebaut. Die Bevölkerung der eigentlichen Stadt, ohne die entfernteren Vorstädte belief sich 1879 auf 3 597 000 und bewohnt einen Flächenraum von 31 232 Hektaren. Der Bevölkerungszuwachs der „inneren Stadt“ beträgt jährlich circa 46 000 Einwohner. In hundert Jahren würde sich letztere demnach um beinahe 5 Millionen Köpfe vermehren! Wird man, vorausgesetzt, daß diese phänomenale Progression wirklich anhält, überhaupt noch lange von einer „Stadt“ London sprechen können?! — Vor Jahren bereits rechnete man, daß Paris dreimal, Berlin fünfmal, Hamburg gar drei- unddreißigmal in London Platz hätte. Trotz dieser riesigen Menschenanhäufung kommen durchschnittlich nur drei Einwohner auf ein Haus. Es ist zweifellos, daß dieser Umstand bei den auffällig günstigen Gesundheitsverhältnissen der Riesenstadt einen wesentlichen Faktor bildet. T.

Luxus bei den Römern. Welch' unsinnig hohe Summen von einzelnen Bürgern des weltbeherrschenden Rom für Luxusgegenstände verausgabt wurden, mögen folgende Angaben bestätigen. So ließ Cato zu den Polstern seines Speisefahls Teppiche aus Babylon kommen, die ihn 800 000 Sesterzien (120 000 Mark) kosteten. Der größte Luxus wurde jedoch mit den aus den am Fuße des Atlasgebirges wachsenden Cypressen gefertigten Möbeln getrieben. Die Eigenart dieses Holzes besteht in einem Knorren in der Wurzel, welcher nach der Bearbeitung die Zeichnung eines Pantherfelles oder einer Pfauenfeder zeigt. Für zwei daraus gefertigte Tische, deren Eigentümer Gallus und Cethegus waren, wurden beim Verkauf 1 million Sesterzien (140 000 Mark) gezahlt, und Cicero zahlte für nur einen solchen Tisch, obgleich er nicht reich war, dieselbe Summe. Soweit haben es unsere Kommerzienräte denn doch noch nicht gebracht. n-

Die Perlenfischerei an den Küsten von Ceylon, welche in diesem Jahre vom 9. März bis 2. April dauerte, hat bei einer Beteiligung von 50 Tauchern einen Ertrag von 11 Millionen Muscheln ergeben. Die Muscheln werden an Ort und Stelle von Perlenhändlern gekauft, die dafür etwa 610 000 Mark an den Staat, dem die Perlenfischerei gehört, bezahlen, wovon die Taucher den vierten Teil erhalten. Demnach kämen auf einen ungefähr 3000 Mark für die 22tägige Arbeit: ein „Verdienst“, der manchem imponieren wird, welcher weder die eigenartige, furchtbar gefährliche Tätigkeit (cf. Notiz in Nr. 9) noch die übrigen 343 Tage im Jahre, an denen der Taucher gleichfalls leben, d. h. essen, trinken und sich kleiden muß, in Anschlag bringt. Bei den Perlenhändlern spielt das Glück eine große Rolle, denn man kann es den Muscheln nicht äußerlich ansehen, ob sie eine Perle bergen, und so kann es denn passieren, daß eine Tonne voll Muscheln gar keine Perle enthält, während in einer andern eine ganze Anzahl gefunden werden. An ihrem Fundorte haben die größten Perlen einen Wert von 900 bis 1400 Mark, in den großen Städten Asiens und Europas gelten sie dagegen das Dreifache. n-

Eine wichtige Erfindung. Der französische Bildhauer Jeannin wendet die Celluloidmasse zur Darstellung von Clischés für den Buchdruck an. Das Celluloid, welches aus gepresster Holzfaser hergestellt wird, besitzt die Eigenschaft, bei der Erhitzung auf 125 Grad Celsius bildsam zu werden, wobei man ihm jede beliebige Form geben kann. Die Clischés nach Holzschnitt- und Kupferstichplatten werden auf galvanoplastischem Wege erzeugt und ihre Herstellung ist eine zeitraubende und umständliche Arbeit. Die Celluloid-Clischés sind von außerordentlicher Schärfe und ihre Herstellung erfordert nicht mehr als eine halbe Stunde Zeit. Dabei sind sie viel widerstandsfähiger, als die galvanisch niedergeschlagenen Clischés; während letztere nicht über 30 000 scharfe Abdrücke liefern, konnten mit Celluloid-Clischés 50 000 Kopien gemacht werden, ohne daß die Schärfe des Bildes sichtbar nachgelitten hätte. Die Clischés aus Celluloid sind sehr leicht und biegsam, woraus der weitere Vorteil erwächst, daß man sie auch auf den Walzen der Rotations-Buchdruckpressen anbringen kann. T.

Eine verspätete Auszeichnung. Im Jahre 1882 werden es 1900 Jahre sein, seit Virgilius Maro, der Dichter der Aeneide, bei Mantua das Licht der Welt erblickte. Die Mantuaner haben sich etwas spät ihres bei Lebzeiten sehr gefeierten Landsmanns erinnert und bitten in allen italienischen Zeitungen um Beiträge zur Errichtung eines Denkmals für einen Mann, der, wie uns bedünken will, in seinen Werken sich selber ein unvergängliches Denkmal aufgerichtet. T.

Aus den Regionen der Sterne. Wir wissen, daß die Natur keinen absolut leeren Raum duldet. Laut dieses Gesetzes, den Römern bereits unter der Bezeichnung horror vacui bekannt, muß der Weltinnenraum, in welchem unsichtbare Gewalten die Gestirne in ewiger Pendelbewegung schwingen, nicht nur eine Atmosphäre, sondern auch eine Temperatur haben. Die Bestandteile der Weltraumatmosfera dürften von der unseren nicht sonderlich verschieden sein, aber über ihre Temperatur besitzen wir nur Hypothesen. Fourier bestimmte sie mit  $-50$  bis  $-60$  Grad. Dagegen bemerkte Krato, daß dieselbe viel geringer sein müsse, weil man auf dem Fort Reliance (Nordamerika) eine Temperatur von  $-56,7$  Grad beobachtet habe, und eine so bedeutende Temperaturerniedrigung auf der Erde nicht möglich wäre, wenn die Temperatur des Weltraums nicht weit niedriger läge. Man schließt nämlich auf die Temperatur des Weltraums aus der Tatsache, daß die Erde aus feurig-flüssiger Masse abgekühlt wurde. Pouillet bestimmte die Temperatur des Weltraums auf dieser Grundlage zu  $-142$  Gr. T.

## Literarische Umschau.

„Herrn Stöckers Treiben und Verren.“ Von Dr. A. Bernstein. Berlin, Buchdruckerei der „Volkzeitung“. Der christlich-soziale Hofprediger erfährt in der kleinen Broschüre — ein Separatabdruck aus der „Volkzeitung“ — eine treffliche Abfertigung. Es wird ihm nachgewiesen, daß nicht das Christentum die Sklaverei abgeschafft, wie er in öffentlichen Vorträgen behauptet, daß nicht das Christentum „den damals unerhörten Gedanken in die Welt geworfen, daß alle Menschen Brüder sind“ etc. Wäre Stöcker der wirkliche Vertreter der Menschenliebe, der Brudersliebe — meint der Verfasser —, so müßte er genau das Gegenteil von dem tun, was wir ihn tun sehen. „Er müßte nicht einen christlich-sozialen Arbeiterverein, sondern einen christlich-sozialen Verein der Gutsherren, der großen Besizer, der Reichen bilden“ — meint Herr Bernstein in dieser lesenswerten kleinen Schrift. -z-

Der Vorstand des Physikalischen Vereins zu Breslau überbietet uns folgende Schriftstücke zur Veröffentlichung:

Freigebung von Andersohns deutschem Reichspatent „Teilbarer Globus“, Nr. 147 vom 10. Juli 1877. Apparat zur neuen Lehre vom Massenbruch. — Durch das kaiserl. deutsche Reichspatentamt ist Andersohns Teilbarer Globus unter Nr. 147 am 10. Juli 1877 für die nächsten 15 Jahre patentiert worden, wodurch nach Zeichnung, Modell und Beschreibung bestätigt wurde, daß im Himmels- und Erdglobus je sechs Weltstrichungen enthalten sind. Durch die neue Art der Kugelerzeugung ist konstatirt worden, daß man Kugeln und kugelförmige Räume nur nach drei Dimensionen und doppelt sovielen Richtungen einzuteilen hat und jeder dieser sechs Kugelteile die Gestalt einer Weltstrichung der betreffenden Kugel repräsentirt. Da nun alle Himmelskörper, so wie der gesammte Himmelsglobus nahezu Kugelform besitzen, so ist es nicht zulässig, in der physischen Erd- und Himmelsbeschreibung nur mit Flächen zu rechnen, sondern man ist gezwungen, überall kugelförmige Körper in kugelförmigen Räumen miteinander zu vergleichen. Aus der normalen Einteilung nach den drei senkrecht aufeinander stehenden Axen in der Kugel entspringt folgerichtig die Gestalt der sechs einzelnen Kugelerzeugten, d. h. sechs Normalpyramiden mit quadratischer Basis als Form für die sechs Weltstrichungen, welche Form in ihrer Bedeutung, außer bei den Pyramidenbauern in vorhistorischer Zeit, bisher nicht erkannt war. Ueber die besondere Wichtigkeit der Aufspaltung der Kugel in sechs Kugelerzeugten als quadratische Pyramiden und deren Zusammenfügung zu einer vollkommenen Kugel ist bereits hinreichende Literatur vorhanden, woraus ersichtlich ist, daß die neue Lehre vom „Massenbruch aus der Ferne“ auf der stereometrischen Teilung von Andersohns „teilbarem Globus“ ruht und der mathematische Beweis vom gegenseitigen Druck der Massen im Univeräum nicht ohne diesen stereometrischen Apparat verstanden worden wäre. — Während der letzten vier Jahre im Alleinbesitz dieses Patents, habe ich mit Mühe und Kosten teilbare Globen von Gold, Silber, Bronze, Krystall, Holz, Gips, Papier etc. in allen Größen hergestellt und verteilen lassen, weshalb sich bereits eine Anzahl derselben im Besitz hervorragender Gelehrter befindet. Ebenso erhielten einzelne mathematische und physikalische Kabinete höherer Veranlassungen und die Ausstellung neuer Verapparate des internationalen wissenschaftlichen Kongresses in Amsterdam 1879 Modelle zugeant, welche überall Anerkennung fanden. Demnach scheint dieser instructive Apparat nicht in kurzer Zeit die erwünschte Verbreitung zu finden, weil er von niemandem in Deutschland fabrikmäßig hergestellt werden darf. Um dieses Hindernis zu beseitigen, habe ich mich entschlossen, für die folgenden elf Jahre, während welcher Zeit der Apparat noch vor Nachahmung geschützt ist, dieses Patent ohne jede Kostenentschädigung dem Publikum im allgemeinen Interesse der Vere vom Massenbruch freizugeben und meinen Ansprüchen auf Gewinn zu entsagen, sodas fortan jedermann den Apparat nach der Beschreibung und Zeichnung des Patents nachbilden und öffentlich ungehindert verkaufen kann. Dem Physikalischen Verein zu Breslau bringe ich zunächst meinen Entschluß zur Kenntnis und ersuche denselben ergebenst, für die geeignete Veröffentlichung meiner Verzichtleistung sorgen zu wollen. Breslau, 5. Nov. 1880.

Karel Andersohn, Vorsitzender des Physikalischen Vereins zu Breslau.

Indem wir von der vorstehenden Verzichtleistung des Herrn Karel Andersohn in Breslau auf sein D. R.-Patent „Teilbarer Globus“, Nr. 147, 10. Juli 1877, in anerkennender Weise Notiz genommen haben, veröffentlichen wir dessen Anzeiger hiermit in der Voraussetzung, daß sich in den verschiedenen Orten Deutschlands mit der Nachbildung des Apparates Mechaniker beschäftigen werden, denen auf Wunsch Probeexemplare des unterzeichneten Vereins zu Gebote stehen.

Der Vorstand des Physikalischen Vereins zu Breslau.

Dr. Magnus, Sekretär. Frisch, Kassirer. Prof. Dr. Körber. Dr. Heymann. Dr. Reim, Notizer.

Inhalt. Die Schwestern, Roman von W. Kautsky (Fortsetzung). — Heinrich Heine. Ein Lebens- und Charakterbild, von Dr. Max Bogler (Fortsetzung). — Nach Archangel verbannt. — Mein Freund, der Klopfsgeist, von H. E. (XIII). — Weihnachten auf der Landstraße (mit Illustration). — Eisberg im Padeis (mit Illustration). — Das Erdbeben zu Agram (Schluß). — Ein gemeinnütziges Kunstinstitut. — Vom dunklen Weltteil. — Teures Land. — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur. — Literarische Umschau. — Freigebung von Andersohns deutschem Reichspatent „Teilbarer Globus“.